Österreichisch-Ungarische



Revue



Monatsschrift

für die gesamten Kulturinteressen der
österreichisch-ungarischen Monarchie

Manzsche k. u. k. Hof-Verlags-
und Universitäts-Buchhandlung
Wien, I., Kohlmarkt Nr. 20

32. Band 1905

6. Heft

Dichtkunst.

1. Madonna mortua; 2. Das Ende. Von Alois Metzl, Graz. — 3. Drei Bäume. Von Dr. Gustav Appelt, Wiener-Neustadt. — 4. Schnee in Florenz. (Schluß.) Von Julius Zeyer. Autorisierte Übertragung von Paula Lokota und Paul Josef Harmuth, Smichow.

Rundschau.

1. Weltpolitik. — 2. Zu beiden Seiten der Leitha. — 3. Besprechungen und Notizen: Oswald Redlich, Rudolf von Habsburg. Innsbruck, Wagner, 1903. Von Dr. Max Vancsa. Karl Hans Strobl, Die Eingebungen des Arphaxat. Minden, Bruns, 1904. Von Viktor Wall.



Geschichte der politischen Beziehungen Siebenbürgens zu England.

Von **Dr. David Angyal**, Budapest.

(Schluß.)

Er bot statt des allgemeinen Waffenstillstandes eine kurze Waffenruhe an und wünschte die Neutralisierung des nordwestlichen Gebietes in solcher Form, daß die strategische Situation der Ungarn Schaden leiden mußte. Die Gesandten der Aufständischen sagten, daß, wer den allgemeinen Waffenstillstand nicht wolle, auch den Frieden nicht wünsche. Der Hof gab in der Frage des Waffenstillstandes nicht nach, sondern am 25. September erklärte Sinzendorf, daß der Kaiser die Reise der Gesandten nicht wünsche, ja geneigt sei, die Unterhandlungen durch Kommissäre zu eröffnen — bezüglich des allgemeinen Waffenstillstandes. In dieser Weise wollte man in Wien im Interesse des Erfolges des siebenbürgischen Feldzuges Zeit gewinnen, und zeigte zugleich Friedensneigung den Verbündeten zuliebe, welche die Unterhandlung stark urgierten. Godolphin sagte in der ersten Hälfte des September zu Gallas, daß der Kaiser einstweilen Ungarn den Aufständischen überlassen könnte, denn sonst verschlimmere sich die Situation der Verbündeten in Italien.[30])

Die Szécsényer Versammlung bevollmächtigte Rákóczi, als den Führer des Aufstandes, mit dem Hause Österreich im Wege der Mediation zu unterhandeln, und obgleich dem Fürsten die Forderung der vorgängigen Äußerungen nicht viel Gutes versprach, designierte Rákóczi doch seine Kommissäre zu der vom Hofe gewünschten

[30]) Feldzüge VII. S. 538. — Miller, Epistolæ. II. S. 192. — Simonyi II. S. 215, 439—443. — Klopp, Fall des Hauses Stuart, Bd. XI. S. 386.

Waffenstillstandskonferenz, indem er dachte, daß er in der Konferenz über die Absichten der Gegenpartei Aufklärung erlangen könne.

Als die Vermittler erfuhren, daß Rákóczi den Reisepaß für den kaiserlichen Gesandten Wratislaw geschickt habe, wurden ihre Hoffnungen wieder wach. Sunderland, welcher sich am 17. Oktober noch gefreut hatte, daß ihn die Zurückberufung seiner Regierung von der scheinbar ergebnislosen Mission befreit habe, sehnte sich nach drei Tagen schon nicht mehr nach Hause, sondern wollte die am 27. Oktober beginnenden Unterhandlungen abwarten. Die Vermittler baten jetzt die Minister, sie möchten ihnen die Bedingungen im voraus mitteilen, mit Mäßigung vorgehen und in ihrer Instruktion nicht nur auf den Waffenstillstand, sondern auch auf den Frieden Rücksicht nehmen, denn sie möchten nicht gern so ankommen wie in Schemnitz.[31])

Diese Mahnung wirkte nicht sehr. Schon in der am 22. Oktober beim Prinzen Salm gehaltenen Konferenz erfuhren die Vermittler eine Überraschung. Der Prinz hielt es nämlich im Interesse der freieren Bewegung der kaiserlichen Kommissäre für notwendig, daß dieselben in Preßburg bleiben, die ungarischen Kommissäre in Pösing, die Vermittler aber in St. Georgen wohnen sollen.

Die Vermittler beschlossen, daß sie nach Tyrnau gehen, den für die Unterhandlung schon früher bestimmten Platz, aber dort den Vorschlag der Kaiserlichen als ihren eigenen Gedanken vorbringen werden, weil ansonst die Ungarn an der Ortsveränderung Anstoß nehmen würden.[32])

Die Vermittler taten auch so; am 28. Oktober in Tyrnau anlangend, übergaben sie den Ungarn das bereits modifizierte Anerbieten Salms. Bercsényi berief sich darauf, daß der Hof selbst Tyrnau vorgeschlagen habe, und wies den Vorschlag der Vermittler rundweg ab.

Bercsényi sah richtig, daß der Hof mit allem dem nur Zeit gewinnen wolle, weil er die Unterhandlungen der Wendung des siebenbürgischen Kriegsunternehmens entsprechend zu führen wünsche.[33])

---

[31]) Simonyi, II. S. 222—224, 440. — Miller, Epistolæ. II. S. 200—209. Thaly, Rákóczy Tár (Rákóczi Arch.) I. 441.

[32]) Simonyi, II. S. 448—451.

[33]) Daselbst S. 454—59. Hist. des Rév. III. S. 21 und Thaly, Archivum Rakoczianum I. Serie Bd. VII. S. 217.

Aber auch Bercsényi hoffte von der Zeit und achtete auch darauf, daß die Unterhandlung nicht der Ungarn wegen unterbleibe. Mit Hilfe der Vermittler kamen die Parteien darin überein, daß die ungarischen Kommissäre in Tyrnau, die kaiserlichen in Preßburg bleiben, die Vermittler aber hierhin und dorthin reisen sollen. Aber am 3. November trat das größere Hindernis ein. Die Kaiserlichen zeigten den Vermittlern die Waffenstillstandsbedingungen, welche derartige waren, daß die Vermittler sie den Ungarn zu übergeben vorläufig gar nicht wagten. Sie baten den Hof, er möge das Zurückweichen der Ungarn im nordwestlichen Gebiete bis an den Granfluß nicht wünschen, aber die Kaiserlichen wünschten, daß die Vermittler die Bedingungen den ungarischen Kommissären unverändert mitteilen sollen. Zum Glück kam am 12. November Marlborough in Wien an und warf seinen Einfluß für die Auffassung der Vermittler in die Wagschale. Der Hof designierte schon am 12. November den Neutrafluß und eventuell die Waaglinie als Grenze. Die Vermittler übergaben die so modifizierten Bedingungen den Ungarn, und erbaten von ihnen mit der Antwort zugleich auch die Friedensbedingungen.[34])

Aber damals hatte sich die Lage schon verändert. Rákóczi benötigte den Waffenstillstand schon nicht mehr, nachdem die kaiserliche Armee nach Siebenbürgen gelangt war; jetzt hätte hinwiederum der Hof eine Ruhepause für sein siebenbürgisches Heer unter dem Vorwande des Waffenstillstandes zu gewinnen gewünscht. Bercsényi suchte also eine plausible Ursache für das Hinziehen der Verhandlung. Er fand an dem Betrauungsbrief der Königin von England einen guten Anlaß dazu.[35])

Die Königin Anna hatte die Ungarn in ihrem Junibriefe Untertanen genannt und von Gnade und Erbarmen des Kaisers gesprochen. Bercsényi hatte bemerkt, daß die Ungarn nur die Untertanen eines solchen Königs sind, der nach ihren Gesetzen regiert. Die Vermittler warteten vergebens auf die am 16. November erbetenen

[34]) Simonyi, II. S. 464—466. Hist. des Rév. III. S. 23. — Arneth, Starhemberg S. 394. Nach Noorden (Europ. Geschichte im XVIII. Jahrh. Bd. II. S. 234.) hat sich Marlborough auf seiner Wiener Reise davon überzeugt, daß der Kaiser recht habe. Noorden beruft sich auf den Bericht Hofmanns, welcher sich wahrscheinlich auf eine fallengelassene Äußerung Marlboroughs gründet. Es ist jedoch gewiß, daß der Herzog in Wien die Waffenstillstandesbedingungen gemildert und auch später in der ungarischen Frage immer mit Stepney übereingestimmt hat.

[35]) Hist. des Rév. III. 2—3. V. S. 286.

ungarischen Bedingungen, die ungarische Kommission antwortete ihnen am 2. Dezember, daß gelegentlich der Anfertigung der Urkunden Schwierigkeiten aufgetaucht seien. Die eine sei die, daß die königliche Urkunde die Intervention der Mächte nicht in der gehörigen Form angenommen habe, die andere aber die, daß die Königin Anna in ihrem Stepney und Sunderland gegebenen Betrauungsbriefe so spricht, als ob von der Bekehrung verirrter Sünder die Rede wäre.[36])

Stepney half dem Übel ab, nachdem der entmutigte Sunderland schon am 23. November heimgereist war. Er schickte den ungarischen Kommissären jene seine zweite Vollmacht, welche er im Frühling 1704 erhalten hatte, anstatt der ersten, welche Bruyninx[37]) nicht gewagt hatte, in Sempte vorzuzeigen. Darauf war leicht zu antworten. Die ungarische Kommission sagte, daß der neue Brief der Königin die Gültigkeit des älteren aufgehoben hatte. Stepney verfaßte daher ein schriftliches Versprechen, in welchem er sich zum Erbitten einer neuen Vollmacht verpflichtete. Dieses Versprechen, nebst der auf die Intervention bezüglichen verbesserten Äußerung König Josefs schickten Bruyninx und Rechtern am 10. Dezember an die ungarischen Kommissäre ab.

Die ungarische Deputation hatte zwar Bemerkungen bezüglich des Briefes des Königs, erklärte am anderen Tage aber doch, daß sie den Vorwurf der Verzögerung nicht auf sich nehmen wolle, und deshalb die Vermittler bitte, sie mögen sich darüber äußern, in welcher Weise jene Schwierigkeiten zu vermeiden wären, welche die Eröffnung der wirklichen Verhandlung noch immer verhindern. Die ungarische Deputation deutete hiemit auf die Erbfolge und die Klausel des Königs Andreas.

Hierauf arrangierten die Vermittler einen kleinen Staatsstreich. Sinzendorf hatte nämlich in seinem Briefe vom 2. September, als er die Vermittler nach Széchény schicken wollte, sie zu der Erklärung bevollmächtigt, daß der König Josef das Prinzip der Erbfolge nicht so verstehe, als ob er ungesetzlich regieren wollte. Die Vermittler schrieben jetzt in ihrer an die Ungarn gerichteten Antwort vom 14. Dezember, auf diesen Brief gestützt, daß der Hof die Forde-

---

[36]) Simonyi, II. 467—474. Hist. des Rév. de Hongr. III. S. 51, 69.

[37]) Simonyi, II. S. 474—480. Hist. des Rév. de Hongr. III. S. 75—87.

rung der vorangehenden Äußerungen bereits fallen gelassen habe und Se. Majestät vor den englischen und holländischen Gesandten erklärt habe, daß die Erbfolge nicht mit der Ungesetzlichkeit in Verbindung stehe. So gehören denn die drei strittigen Punkte, nämlich die Erbfolge, die Klausel des Königs Andreas und die Frage der Garantie in das Bereich der wirklichen Verhandlungen. Sonach könnten die Ungarn auf die Punkte vom 16. November antworten und sich von ihren Vorgesetzten zur Übergabe der Friedensbedingungen bevollmächtigen lassen.[38])

Der Hof zürnte wegen dieses Schriftstückes, welches die Ungarn eine beleidigte Partei nannte und die drei Punkte mit sehr nachsichtiger Ausführlichkeit hervorhob. Aber der Hof benötigte jetzt den Waffenstillstand, nach Bercsényis Worten nur deshalb, „um sein Heer aus Siebenbürgen in Frieden herausziehen zu können“. Er duldete daher, was er nicht ändern konnte.

Dagegen fand die ungarische Deputation das Schreiben der Vermittler vom 14. Dezember nicht hinreichend. Sie mußte eine bestimmte und jedes Mißverständnis ausschließende Äußerung über die staatsrechtliche Beschaffenheit der Erbfolge haben. Die Vermittler wunderten sich genug darüber, daß die Ungarn jetzt vorangängige Äußerungen erbitten, nachdem sie doch vorher sich damit begnügt hatten, daß der Hof von einer ähnlichen Forderung abstand. Alles umsonst; sie mußten abwarten, was der aus Tyrnau zu Rákóczi geschickte Georg Gerhard für eine Antwort in Angelegenheit des Friedens und der Waffenstillstandspunkte bringe.[39])

So lange Gerhard ferne war, hätten die Vermittler gerne bewiesen, daß die von den Ungarn gewünschte Äußerung im Wesen mit der erwähnten Erklärung des Kaisers übereinstimme. Aber nach Bercsényis Ansicht beruhigten diese Erklärungen die Ungarn nicht darüber, daß der König mittels seines Erbfolgerechtes nicht Ungarn mit seinen Erbprovinzen vermengen werde.

Der Oberfeldherr erklärte anfangs 1706 mit einiger Befriedigung Rákóczi, daß es ihm bereits gelungen sei, den Vermittlern die Selbständigkeit der ungarischen Verfassung klarzumachen. Soviel ist gewiß, daß die Vermittler damals gerne dem Hofe eine solche

---

[38]) Simonyi, II. S. 480—483. Hist. des Rév. de Hongr. III. S. 93—99. Ernst Simonyi, II. S. 287—291, 480. — Thaly, Archiv. Rak. I. Serie Bd. IV. S. 748.

[39]) Hist. des Rév. de Hongrie, T. III. S. 107, 121.

Äußerung abgenötigt hätten, wie sie Bercsényi forderte.[40]) Wir haben gesehen, daß sich die Unterhandlung ohne eine solche nur im Kreise drehte, besonders seitdem auch der am 7. Jänner zurückgekehrte Gerhard keine ganz befriedigende Meldung brachte. Über die durch Gerhard geschickte Antwort benachrichtigte die ungarische Deputation am 16. Jänner die Vermittler. Laut dieser Benachrichtigung hatte Rákóczi für den 25. Jänner eine Ratssitzung behufs der Vorbereitung der Friedensverhandlung nach Miskolcz einberufen, bis dahin sei das Urgieren der vorangängigen Äußerungen sehr notwendig, der Waffenstillstand wurde auf Grund des status quo gefordert und die Ungarn wünschten auch die preußische, schwedische und polnische Intervention und Garantie. Rákóczi erwartete nämlich von der Unterstützung der Seemächte in der Zeit des allgemeinen Friedens nicht sehr viel, dagegen setzte er sehr großes Vertrauen in die Bereitwilligkeit und Stärke der nordischen Mächte.[41])

Die Vermittler hielten indessen diese Erweiterung ihrer Gesellschaft für eine sehr unzweckmäßige Sache und drängten den Hof jetzt noch mehr zur Herausgabe der von den Aufständischen gebetenen Äußerung. Endlich am 20. Jänner erhielt Stepney die Äußerung des Königs Josef.

Das Verständnis der Vermittler für die ungarische konstitutionelle Auffassung war schon so weit entwickelt, daß sie in der Äußerung vom 20. Jänner die beleidigenden Ausdrücke und Verstöße gegen das ungarische Staatsrecht sofort und unabhängig voneinander wahrnahmen. Nach ihrer Ansicht hätte der Hof ein unzweckmäßigeres und unrichtigeres Schriftstück auch absichtlich nicht verfassen können. Der Kaiser spricht von Gnade und Erbarmen, als ob er seine Gegenpartei schon zu Boden getreten hätte. Ferner betont er jene Unwahrheit, daß das Erbfolgerecht der herrschenden Familie nicht neu und auf dem Preßburger Reichstage (1687) nur formuliert worden sei. Es ist natürlich, daß der Hof die Äußerung vom 20. Jänner nicht abändern wollte, aber er gestattete, daß die Vermittler einen daraus angefertigten Auszug nach Miskolcz schicken, knüpfte jedoch diese Konzession an die Bedingung, daß

---

[40]) Simonyi, II. S. 325, 486, 487. Hist. d. Rév. III. S. 133 und Thaly, Archiv. R. I. Serie Bd. V. S. 4.

[41]) Hist. des Rév. III. S. 159. — Thaly, Arch. R. I. Serie Bd. I. S. 448.

sie die Äußerung unter den Urkunden der Intervention aufbewahren. Sie bewahrten sie auch auf und sandten am 1. Februar einen in ihrem eigenen Namen ausgefertigten Auszug nach Miskolcz, laut welchem aus den Worten Sr. Majestät zur Genüge deutlich hervorgehe, daß er zwischen der Erbfolge und der absoluten Herrschaft einen Unterschied mache.[42])

Die Vermittler glaubten damit jede konstitutionelle Besorgnis zerstreut zu haben, aber sie irrten sich. Die Zuschrift der Miskolczer Ratsversammlung forderte noch immer die jeden Zweifel ausschließende königliche Äußerung. Damals drohte auch der kaltblütige Rechtern schon damit, daß er, Sunderlands Beispiel folgend, nach Hause reisen werde. Als Rákóczi am 18. Februar nach Tyrnau kam, sah er, daß die Saite springen werde, wenn er sie noch weiter spanne. Rákóczi hatte jetzt aus politischen, aber auch aus militärischen Ursachen den langdauernden Waffenstillstand nötig. Am 21. Februar 1706 schreibt Bercsényi an Rákóczi: „Es ist besser, wenn wir uns der Hoffnung der tracta annähern . . . wenn keine tracta zu stande kommt, bin ich im Herzen beunruhigt.“ [43]) Am 24. Februar ließ Bercsényi den Vermittlern sagen, daß die ungarische Deputation geneigt sei, sich in die Friedensunterhandlung einzulassen, aber ihre Ansichten über den bisherigen Streit aufrechthalte, obgleich sie darauf eingehe, daß die Beilegung des Streites bis zu den Unterhandlungen bleiben könne.

Am 13. März konnten die Vermittler schon die neuen Waffenstillstandsbedingungen des Hofes der ungarischen Deputation übergeben. Stepney sah voraus, daß diese Bedingungen nicht annehmbar seien; er wußte, daß die Ungarn das ganze Land jenseits der Donau nicht abtreten können. Auf die Bitte der Vermittler gab der Hof nach, denn auch seiner Armee war die Ruhe nötig. Ebenfalls dem Wirken der Vermittler war die Mitte April an den Grenzen der Erbprovinzen beginnende Waffenruhe zu danken. Während dieser Waffenruhe wünschten die Vermittler von den Ungarn, die Verproviantierung von Trencsin und Leopoldstadt zu

---

[42]) Simonyi, II. S. 357—386, 490—492. Histoire des Rév. de Hongrie, III. 72. Hier ist die nach Miskolcz geschickte Erklärung; Katona teilt an der 128. Seite der Hist. Crit. Ord. XXXVII. jene Erklärung mit, die die Vermittler nicht übergeben wollten.

[43]) Hist. des Rév. III. S. 173. — Simonyi, II. S. 494. — Thaly, Arch. Rákócz. I. Serie. Bd. V. S. 18.

gestatten und Bercsényi wollte die Bitte, „wegen des zu erhoffenden vielen Guten", nicht abweisen. Wegen dieser Verproviantierung hatten die Vermittler viel zu schaffen. Denn die Kaiserlichen verstanden nicht, warum die Lebensmittel auf dem Waagfluß befördert werden sollen, wie die Aufständischen es wünschten, welche dieser Art der Beförderung die Donaubrücke zu danken hatten. Die Bemühung der Vermittler ebnete die vielen Schwierigkeiten, bis endlich am 8. Mai auch Wratislaw die zwischen Stepney und Rákóczi in Neutra vereinbarten Punkte billigte.[44])

Rákóczi sah es nicht gern, daß der Kaiser den Waffenstillstand nur bis Ende Juni, oder mit der Kündigungsfrist bis 12. Juli, geschlossen hat. Nach seiner Ansicht war dieser kurze Termin das Zeichen davon, daß der Kaiser den Frieden nicht sehr wünsche. Der Fürst ging daher nicht mit großen Hoffnungen an die Friedensunterhandlung, aber er wollte es wenigstens vor der ganzen Welt und besonders vor den Vermittlern zeigen, daß er die Rechte des Landes schütze. Er war dies seinem Rufe und auch den Gesandten von England und Holland schuldig, denen er jenes bedeutende Ergebnis verdanken konnte, daß der Kaiser mit den verbündeten Ständen des Königreiches Ungarn, unter feierlicher Intervention zweier europäischer Mächte, einen Vertrag schloß.[45])

Rákóczi fühlte damals schon, daß der Hof die Wiedererweckung der Siebenbürger Fürstenwürde keinesfalls, auch unter der Oberhoheit des Königs von Ungarn nicht, gestatten werde. Ohne die Wiederherstellung dieses Bruchteiles des alten Ungarns konnte aber Rákóczi nicht Frieden schließen, denn er war davon überzeugt, daß ohne die siebenbürgische Fürstenwürde die ungarische Verfassung keine Zukunft habe.[46])

Auch der Hof kannte diesen Wunsch Rákóczis; es ist daher nicht auffallend, daß keine von beiden Parteien sich beeilte, die

---

[44]) Simonyi, II. S. 495—496, 594—597, 613, 627. III. S. 3, 8. — Thaly, Arch. Rák. I. Serie Bd. V. S. 99 und I. S. 538. — Noorden: (II. S. 504) über den Waffenstillstand sagt er, daß er außerordentlich ungünstig gewesen sei, der Kaiser ihn aber der Mediation zuliebe angenommen habe. Dem ist nicht so. Arneth und der Verfasser der Feldzüge (VIII. 428) betonen gleichmäßig, daß der Waffenstillstand der kaiserlichen Armee zum Vorteil gereicht habe.

[45]) Fiedlers Mitt. in Archiv für österr. Geschichte. Bd. 44, 411, 414. Histoire des Rév. de Hongrie V. S. 295.

[46]) Rákóczis Äußerungen in seinen Briefen aus dieser Zeit, Thaly, Arch. Rák. I. Serie Bd. I. S. 443, 444, 459, 462, 463.

Zeit des Waffenstillstandes für die Friedensunterhandlung auszunützen. Stepney und auch der Hof glaubten, daß Rákóczi durch die Verheißungen der Franzosen in seinen Hoffnungen bestärkt werde. Der englische Gesandte reiste daher anfangs Juni nach Neuhäusel zu Rákóczi, um ihn von der neueren Schlappe der Franzosen zu benachrichtigen, und ihm den Gedanken an die siebenbürgische Fürstenwürde auszureden. Stepney empfahl dem Fürsten die Annahme der ihm vom Hofe angebotenen reichen ausländischen Entschädigung. Aber Rákóczi antwortete, daß ihn sein Beruf, welchem er leben müsse, hieher binde.[47])

Am 13. Juni begann die Friedenskonferenz; die ungarischen Wünsche, welche die Vermittler am 15. den in Preßburg residierenden kaiserlichen Kommissären übergaben, lagen sehr weit von alle dem, was damals erreichbar schien. Dies wußte auch Stepney sehr gut und hätte gern einige Punkte der Wünsche weggelassen. Bei alledem glaubte er, daß der Kaiser ohne Schaden seiner Macht den auf die Garantie bezüglichen Punkt erfüllen könnte, ja daß er selbst die siebenbürgische Fürstenwürde wieder herstellen könnte, aber mit diesem letzteren Antrag wagte Stepney nicht offen vor dem Hofe aufzutreten.

Am 18. Juni drohte dem Werk des Friedens Gefahr. An diesem Tage schrieben Lorenz Pekry, Michael Teleky und Simon Kemény, als behufs des Abschlusses des siebenbürgischen Friedens ausgeschickte Gesandte, den Vermittlern, daß auch sie in Tyrnau, der Residenz der ungarischen Deputation, erschienen seien und mit dieser vorangängigen Benachrichtigung gleichsam die Schwelle der Unterhandlung betreten haben. Die Vermittler benachrichtigten die Siebenbürger davon, daß der Hof ihre Anerbietungen nicht annehmen könne, wenn sie als Gesandte des Fürsten auftreten, sondern ihnen nur so Gehör geben könne, wenn sie ohne jeden Mandatbrief, als siebenbürgische Privatpersonen sprechen. Da indessen die Vermittler sahen, daß aus dieser Angelegenheit eine große Verwirrung entstehen werde, baten sie den Hof, den Waffenstillstand zu verlängern. Die Ungarn wünschten eine je weiter sich erstreckende Prolongation, aber der Hof stellte den neuen Termin bis zu dem 24. Juli aus.[48])

---

[47]) Ernst Simonyi, III. S. 63, 73.

[48]) Simonyi, III. S. 90—94.

Am 29. Juni wollten die Vermittler die kaiserliche Antwort der ungarischen Deputation übergeben, aber diese nahm das Schriftstück nicht entgegen. Bercsényi erklärte, daß die Ungarn sich von dem Bündnisse mit den Siebenbürgern nicht trennen und Botschaften von den Kaiserlichen nur dann annehmen, wenn sie auch ihre Bundesgenossen anhören. Darauf kamen die Vermittler mit den Ungarn darin überein, daß die siebenbürgischen Abgeordneten den Titel: Statuum Confoederatorum Transsilvaniae Deputati annehmen und sich auf den Fürsten nicht berufen.[49])

Die Vermittler benachrichtigten anfangs Juli die kaiserlichen Kommissäre von diesem Übereinkommen, aber in der großen Eile und Freude schrieben sie den Titel: Transsilvaniae Confoederationis Deputati. Diesen Titel nahm auch der Hof an, aber als am 2. Juli die Vermittler den Irrtum ausbesserten, an dessen Absichtlosigkeit die Kaiserlichen nicht sehr glaubten, ließ ihnen Wratislaw sagen, daß zwischen den zwei Titeln ein großer Unterschied sei. Das Wort Statuum würde bedeuten, daß die siebenbürgischen Stände die drei Herren geschickt haben, der Hof aber könne von ihnen nur als von Vertrauensmännern der siebenbürgischen Malkontenten Notiz nehmen.

Die Vermittler vermochten die Wichtigkeit dieser Unterscheidung nicht zu verstehen und betrachteten es als genug große Errungenschaft, daß die Siebenbürger von der Berufung an den Fürsten abstehen.

Rákóczi und Bercsényi sahen richtig, daß der Hof die Unterhandlungen mit dieser Frage abzubrechen wünsche. Auf solche Weise wollte der Hof den Ehrgeiz Rákóczis als Ursache des Bruches erscheinen lassen. Um diese Absicht zu vereiteln, erklärte die ungarische Deputation am 6. Juli, daß sie die kaiserliche Antwort entgegennehme, wenn die Vermittler erklären, daß das Band des Bündnisses zwischen Ungarn und Siebenbürgen dadurch keinen Abbruch erleide, und daß die Deputation so lange nicht genötigt sei, auf die kaiserlichen Punkte zu antworten, bis nicht die siebenbürgische Deputation unter die verhandelnden Parteien aufgenommen ist.

Der Hof gestattete den Vermittlern, daß sie sich in ihrem eigenen Namen in solchem Sinne äußern, und so übernahm die

[49]) Daselbst S. 98—111. und Thaly, Arch. Rák. I. Serie Bd. V. S. 140. Simonyi III. S. 113—115.

ungarische Deputation zugleich mit dieser Äußerung die kaiserliche Antwort vom 12. Juli. Aber es blieb noch die Frage zurück, in welcher Weise die siebenbürgische Deputation unter die verhandelnden Parteien aufgenommen werden könne?

Stepney und Bruyninx reisten von Tyrnau nach Wien, um das Wort Statuum durch den Hof annehmen zu lassen. Aber alle erdenklichen mündlichen und schriftlichen Vorstellungen hatten nur das Ergebnis, daß der Hof am 12. Juli die Übernahme der siebenbürgischen Punkte mit der Bedingung gestattete, daß die Deputierten den Titel: Transsilvani cum Hungaris colligati annehmen. Den Waffenstillstand indessen verlängerte er nicht.

Und doch hatten die Vermittler in diese Verlängerung alle ihre Hoffnung gesetzt und behufs der Erlangung derselben im letzten Augenblicke alle ihre Kraft angestrengt. Die Kaiserlichen indessen erklärten, daß davon nur dann die Rede sein könnte, wenn die Ungarn von der Forderung der siebenbürgischen Selbständigkeit abstehen. Denn der Hof wünsche dieses Land in seinem früheren Zustand zurückzuversetzen. Eine bessere Antwort als diese wollte der Hof nicht geben, obgleich die Vermittler versprachen, daß Rákóczi am 24. Juli seine Bemerkungen auf die am 12. Juli übernommenen Punkte übergeben werde.[50])

Dies war das Ende der langwierigen Bemühungen der intervenierenden Mächte. Stepney grollte dem Hof damals sehr. Es schmerzte ihn das Bewußtsein, daß er sich Jahre hindurch ohne Ergebnis bemüht habe, und noch mehr weh tat seiner Seele der Gedanke, daß der Hof die Freiheit der Ungarn und damit zugleich die ungarischen Protestanten zu Boden treten wolle. Beim Hofe, sagt er, herrscht das Prinzip Hobbes', nach welchem alles Recht auf der Macht basiert. Auch seine eigene Regierung beschuldigte der englische Gesandte, daß sie das Werk der Vermittler nicht mit ihren Einsprüchen unterstützt habe.

Ja, gelegentlich seines Empfanges am 1. August erklärte Stepney im Namen der Vermittler vor dem Kaiser, daß die Ungarn den Frieden wollten und daß die Unterhandlungen eben damals abgebrochen werden mußten, als der Erfolg sehr wahrscheinlich war.[51])

---

[50]) Thaly, Arch. Rák. I. Serie Bd. V. S. 149, 150. Hist. des Rév. de Hongrie IV. S. 53—67. — Simonyi III. S. 113—170.

[51]) Ernst Simonyi III. S. 172—181, 265. Die Geschichte der Tyrnauer Verhandlungen hat Koloman Thaly sehr gründlich und mit einer auf alle Details

Diese Rede gelangte in die Öffentlichkeit und wurde bei uns, in der Schweiz und in England von vielen gelesen und gutgeheißen. Der Abbruch der Tyrnauer Unterhandlung erregte besonders in London großes Befremden. Rákóczis Brief an die Königin Anna, in welchem der Fürst sein Bedauern darüber ausdrückt, daß der Königin und sein eigener guter Wille vergebens waren, war in Abschriften sehr verbreitet. Godolphin berief den Grafen Gallas, den Londoner kaiserlichen Gesandten, in die Versammlung der Räte der Königin und warf ihm dort die Ungeduld des Hofes vor, welche die Verlängerung des ungarischen Waffenstillstandes verhinderte. Gallas verteidigte sich damit, daß der Kaiser Siebenbürgen nicht aufgeben konnte. Nach Stepneys treffender Bemerkung waren diese Vorwürfe im August 1706 schon verspätet, sie würden während und nach der Schemnitzer Konferenz eine größere Wirkung gehabt haben.[52])

Übrigens waren die Tage der Wiener Gesandtschaft Stepneys gezählt. Schon im November 1705 hatte Marlborough Wratislaw versprochen, daß er Stepney von Wien irgendwohin versetzen lassen werde; er wollte sein Versprechen nicht sofort erfüllen, um den Gesandten nicht zu beleidigen, aber im September 1706 mußte Stepney sich von Wien entfernen, von wo er in einem Briefe von Rákóczi Abschied nahm, indem er ihm seine ferneren Dienste zur Verfügung stellte.[53])

Rákóczi schrieb Ende Juni 1706 Marlborough mit Recht, daß seine Siege Ungarn unterdrücken. Die Engländer bedauerten auch diese Wirkung ihrer glänzenden Waffentaten. Indem die Königin Anna im Oktober auf den Brief Rákóczis antwortete, versprach sie, daß der Nachfolger Stepneys das Wohlwollen der Königin für die ungarische Nation und Rákóczis ausdrücken und bestrebt sein werde, die Unterhandlungen aufs neue in Fluß zu bringen.[54])

---

sich erstreckenden Aufmerksamkeit in seinem Werk A Bercsényi család története. Bd. III. (A. 451—802) erzählt. Auch die gleichzeitige ungarische Übersetzung der Rede Stepneys teilt Thaly l. c. S. 790 mit.

[52]) Klopp, Fall des Hauses Stuart. Bd. XII. S. 183 und Ernst Simonyi, III. S. 225.

[53]) Coxe, Marlborough S. 498 und Ernst Simonyi, III. 246. — Stepneys gedenkt Thaly in seinem angef. Werke mit begeisterten Worten. Siehe auch Julius Lánczys Abhandlung in den Századok 1882 und Acsádis angef. Werk.

[54]) Ernst Simonyi, III. S. 166, 253.

Das war leicht zu sagen, aber der Hof wollte die Unterhandlungen nicht wiederholen. Bruyninx, welcher bis zur Ankunft des englischen Gesandten im Namen der intervenierenden Mächte die Tyrnauer Unterhandlungen wieder ins Leben zu rufen versuchte, schickte Paul Okolicsányi zu Rákóczi und Bercsényi. Er erhielt zur Antwort, daß Rákóczi von der Forderung dreier Kardinalpunkte nicht abstehen könne. Der eine ist die Garantie der Mächte, der andere die Unabhängigkeit Siebenbürgens und der dritte die Entfernung des fremden Militärs. Diese Punkte waren die vorangängigen Bürgschaften einer solchen Unterhandlung, welche gewiß mit dem Friedensschluß enden würde. Bruyninx tat im Namen der Niederlande und Englands den Ministern die vorangängigen Bürgschaften zu wissen. Am 28. Dezember 1706 lehnte der geheime Rat die Punkte Rákóczis ab und Fürst Salm wollte die Schroffheit dieser Ablehnung noch überbieten, indem er den holländischen Gesandten aufforderte, auf Rákóczis Brief gar nicht zu antworten. Bruyninx indessen benachrichtigte am 2. Jänner 1707 Rákóczi von der ablehnenden Antwort des Hofes in einem höflichen Briefe, indem er den Weg der friedlichen Bestrebungen nicht abschneiden wollte.

Rákóczi fühlte indessen auch unter den höflichen Wendungen die Zurückweisung. Infolge des Briefes Bruyninx' gelangte auf die Tagesordnung der am 15. Jänner gehaltenen Sitzung des Landessenates in Rosenau die Frage, „ob es rätlich sei, die Abrenuntiation des österreichischen Dominiums auszusprechen? [55])

Rákóczi fühlte schon Ende 1706, daß er den ungarländischen Krieg schwerlich durch einen mit dem Hofe geschlossenen Frieden beendigen werde. Als er hörte, daß der französische Hof sich mit Friedensanträgen an den englischen Hof gewendet habe, bat er die englische Königin, in dem Falle, daß sich der ungarische Krieg bis zu den europäischen Friedensverhandlungen verzöge, auch die ungarischen Forderungen in diesen allgemeinen Frieden einzubeziehen. Die Königin Anna antwortete auf diese Bitte anfangs 1707 mit großem Wohlwollen. Sie machte den Fürsten aufmerksam, er möge den Krieg nicht so lange verziehen, sondern die erste Gelegenheit benützen und je schneller Frieden schließen. Alsdann

---

[55]) Koloman Thaly: Az ónodi országgyülés történetéhez (Zur Geschichte des Ónoder Reichstages, Századok 1896.)

werde es der Königin leichter sein, bei den europäischen Friedensverhandlungen für Rákóczi zu sorgen.[56])

Aber Rákóczi befolgte nicht den Rat der Königin von England. Am 22. Juni schickte er die unglückseligen Ónoder Beschlüsse an den englischen und holländischen Gesandten in Wien. Aber auch damals drückte er seine Überzeugung aus, daß die Gesandten von der Fortsetzung der bisherigen Form der Friedensunterhandlung nicht abweichen werden. Rechtern und Bruyninx indessen bemerkten in ihrer Antwort mit Bedauern, daß die Ónoder Beschlüsse zur Förderung der Friedensangelegenheit nicht geeignet seien.

Zu dieser Zeit beschloß Holland (30. Juni), vom Kaiser in energischem Tone den ungarischen Frieden zu fordern. Die englische Regierung schloß sich diesem Vorgehen schon halb und halb an, als Marlborough am 25. Juli das Londoner Kabinett aufmerksam machte, daß es wegen der Ónoder Beschlüsse unmöglich sei, den Kaiser zum Frieden zu zwingen.[57])

Trotz alledem erklärte Medows, Stepneys Nachfolger, auf Grund seiner noch im Frühjahr erhaltenen Instruktion im Juli 1707 in Wien, daß er mit Freuden nach Ungarn reisen würde, wenn der Hof von ihm diesen Dienst im Interesse der ungarischen Untertanen Sr. Majestät wünschen wollte.[58])

Es ist natürlich, daß der Hof Medows nicht zu bemühen wünschte.

Rákóczi jedoch wünschte die Unterhandlungen im Anfang 1708, aber er suchte eine solche Form, welche nicht ihn als Antragsteller hätte erscheinen lassen. Im April 1708 benachrichtigte der bei Bercsényi sich aufhaltende Huissen, ein Mitglied der russischen Gesandtschaft, mit Wissen Bercsényis in einem Briefe Medows, daß Rákóczi zum Frieden geneigt sei und die Anträge der Vermittler anhören möchte. Bald hätte Bercsényi gern durch Ur-

---

[56]) Fiedlers Mitt. im Archiv für österr. Geschichte, Bd. 44, S. 444, 445. Ernst Simonyi, III. S. 302. — L. Szalay, Magy. tört. (Gesch. Ung.) VI. 386 und Thaly, Arch. Rák. I. Serie, Bd. II. S. 65. Nach Szalay hatte Sunderland Ende 1706 eine Begegnung mit Bercsényi in der Gegend der Waag (S. 288). Dies ist wohl ein Irrtum. Denn sonst wäre die Reise Sunderlands in der Publikation Simonyis irgendwie erwähnt. — Ernst Simonyi, III. S. 326, 339.

[57]) Klopp, Fall des Hauses Stuart. XII. S. 480.

[58]) E. Simonyi, III. S. 323.

dich, den Wiener russischen Gesandten, „die holländische und englische Mediation hineinsprengen wollen".[59])

Nach der Trencsiner Schlacht schickte Daniel Jablonsky, der Prediger des königlich preußischen Hofes, Rákóczis jungen Diplomaten Johann Michael Klement mit der Meldung nach Ungarn, daß es gut wäre, wenn Rákóczi vor Beendigung des großen Krieges Frieden schlösse. Er möge sich zu diesem Zwecke an die protestantischen Mächte wenden, welche die Intervention kaum ablehnen werden. Rákóczi nahm den Rat an und schickte Klement zurück nach Berlin, um die erwähnte Intervention zu urgieren. In seiner Instruktion ging er von dem Gedanken aus, daß das europäische Gleichgewicht das Bündnis des ungarischen, preußischen und schwedischen Staates, welchem sich auch England und Holland anschließen würde, nötig hätte. Vorläufig wäre der Fürst geneigt, auf die Intervention der genannten Mächte mit dem Hofe auf Grund der 1706 Bruyninx mitgeteilten Bedingungen, Frieden zu schließen. Rákóczi machte die protestantischen Mächte auf die Situation Ungarns aufmerksam und erwartete insbesondere von der Königin Anna, daß sie mit den Siegen ihrer Waffen den Untergang Ungarns nicht zu beschleunigen wünsche.

Als Klement anfangs 1709 nach Berlin kam, eröffnete er mit Jablonskys Hilfe den diplomatischen Feldzug. Lord Raby, der Berliner englische Gesandte, unterstützte warm Rákóczis Sache. Er erklärte, daß das protestantische Interesse die siebenbürgische Fürstenwürde Rákóczis verlange. Raby gewann auch Marlborough für die Zwecke der Sendung Klements. Marlborough berief Jablonsky und Klement nach dem Haag und fragte zugleich von Wratislaw, was der Wunsch des Hofes bezüglich der von Rákóczi urgierten Intervention sei. Marlborough mußte nach England reisen, Jablonsky und Klement folgten ihm also nach. Als die beiden Agenten in London ankamen, hatte Marlborough die ablehnende Antwort Wratislaws bereits erhalten, trotzdem nahm er aber die Gäste freundlich auf, um dem Hofe auch dadurch den Wunsch Englands verstehen zu geben.

Am 1. April 1709 erschienen Klement und Jablonsky in der Sitzung des englischen Ministerrates. Schon früher hatten sie ihr Memorandum eingereicht, in welchem sie

[59]) Thaly, Archivum Rákoczianum. I. Serie Bd. V. S. 636. Bd. VI. S. 33.

als Grundlage des ungarischen Friedens die Intervention und Garantie der beiden Seemächte, die Wiederherstellung der Selbständigkeit Ungarns, die Religionsfreiheit, die Wiederherstellung der siebenbürgischen freien Fürstenwahl unter der königlichen Oberhoheit der Habsburger bezeichneten. Vor dem Ministerrat hielt Jablonsky eine Rede. Mehrere antworteten, aber im Namen der Königin sprach Godolphin. Er empfahl Rákóczi, je eher Frieden zu schließen, die Königin und Holland werden ihn unterstützen, der siebenbürgische Punkt aber verursache Schwierigkeiten.

Die Antwort wollte Godolphin nicht schriftlich geben. Als Marlborough in den Haag zurückkehrte, empfahl er auch den Holländern die Sache Rákóczis, dessen zwei Gesandte auch von den Holländern eine solche Antwort erhielten, wie von den Engländern.[60])

Rákóczi hörte im Sommer 1709 mit großem Vergnügen, daß Klement in London so schön empfangen worden. Er entnahm dem mündlichen Berichte Klements, daß die Seemächte ihn beständig unterstützen wollen, aber vor dem siebenbürgischen Hindernis zurückschrecken, denn sie wußten, daß der Kaiser Siebenbürgen wegen der türkischen Nachbarschaft nicht übergeben könne, aber — so glaubten sie — daß er Rákóczi lieber mit einigen Komitaten entschädigen würde.[61])

Dieser gute Wille befriedigte indessen Rákóczi nicht. Godolphins Antwort war sehr unbestimmt. Der Fürst hätte es gerne gesehen, wenn die Verbündeten sich über die Modalitäten der Erneuerung der Intervention bestimmter geäußert hätten. Zu diesem Zwecke schickte er Dobozi und Körtvélyessi im Namen der protestantischen Stände zu den Gönnern der Ungarn im Sommer 1709, eine Antwort zu erbitten, welche seine Besorgnisse zu zerstreuen vermöge, denn sonst — sagt er — wäre er gezwungen, sich auf die ihre Hilfe anbietenden Türken zu stützen. Nach der Abreise der protestantischen Gesandten wollte Rákóczi, dem von London erhaltenen Rate gemäß, die Unterhandlung mit dem Wiener Hofe eröffnen,

[60]) Ladislaus Szalay. Klement János Mihály, Századok 1870. — Fiedler: Aktenstücke (Fontes Rerum Austriacarum. Abt. II. Bd. XVII.) 4, 5, 6, 17—43., Ernst Simonyi, III. S. 406, 423, 435, 436. — Klopps angef. Werk. XIII. 332—334. — Pray, Epistolæ Procerum III. S. 517, 565.

[61]) Thaly, Arch. Rák. I. Serie Bd. II. S. 507, 508.

wobei er „die siebenbürgische Sache, weil dieselbe die Aleaten (d. h. die intervenierenden Verbündeten) selbst proponieren wollen", verschwieg.[62]) Am 23. August schrieb Rákóczi einen Brief an Bruyninx und in diesen schloß er einen zweiten Brief an den Fürsten Lamberg ein, der zur Zeit der Tyrnauer Verhandlungen Wohlwollen für die Ungarn gezeigt hatte. Rákóczi bat jetzt um einen Reisepaß für seinen nach Wien zu schickenden Gesandten, durch welchen er neue Anträge zu melden wünschte. Anstatt Lamberg antwortete Bruyninx auf den Brief am 11. September, indem er Rákóczi erklärte, daß er sich mit den neuen Anträgen verspätet habe und daß Lamberg keinen Reisepaß schicken könne. Rákóczi schickte mit Berufung auf diesen Brief im Oktober 1709 Klement aufs neue nach Berlin und ließ den Verbündeten melden, daß der Kaiser nicht Frieden schließen wolle und daß es gut wäre, wenn die Vermittler vereint mit dem Zaren den Hof zu zwingen trachten würden, die ungarischen Forderungen zu erfüllen.[63])

Nach Klements Abreise antwortete Rákóczi Bruyninx am 2. November, indem er ihm meldete, er möge die Bereitwilligkeit des Zaren in Betracht ziehen und bestrebt sein, auf Grund der von Jablonsky und Klement nach London geschickten Punkte sein Vermittleramt zu üben. „Könnten wir nur noch einmal quo quo modo die Mediation hineinsprengen", schrieb um diese Zeit Bercsényi an Rákóczi. Es war daher Rákóczi die Erfahrung sehr unangenehm, daß Bruyninx nicht in solcher Stimmung sei, sich zu den Zwecken der Intervention gebrauchen zu lassen. Der holländische Gesandte, welcher damals nach der Entfernung Medows wieder der einzige Vertreter der Vermittler war, schrieb im Dezember 1709 eine scharfe Antwort auf Rákóczis Brief vom November. „Die Intervention des Zaren", sagt er, „nimmt der Hof nicht an, die Schuld an der Vereitelung der Unterhandlungen fällt nicht dem Hofe zur Last, sondern Rákóczi, weil die Ungarn in Tyrnau auf die kaiserlichen Punkte nicht antworteten und sodann den Ónoder Beschluß ausgesprochen haben.[64])

---

[62]) Fiedler, Aktenstücke a. a. O. S. 6, 65. — Thaly, Arch. Rák. I. Serie. Bd. II. S. 511.

[63]) Fiedlers Mitt. im Archiv f. österr. Geschichte, Bd. 44. Hamel-Bruyninx Brief vom 11. Sept. und Fiedler, Aktenstücke, l. c. S. 70.

[64]) L. c. S. 74—77. — Thaly, Arch. Rák. I. Serie Bd. VI. S. 393.

„Dum fueris foelix“, rief Rákóczi aus, als er den Brief des Holländers las. Besonders die auf Tyrnau bezügliche Bemerkung behagte ihm nicht, denn Stepney hatte nach den dortigen Verhandlungen von den Ungarn mit glänzender Anerkennung gesprochen. Rákóczi forderte also anfangs 1710 Klement auf, er möge von Berlin nach England und Holland reisen, denn es bestehe ein Gegensatz zwischen Bruyninx' Brief und der 1708er englischen Antwort und wenn dieser Gegensatz auf einem Mißverständnis beruhe, so sei es nötig, dasselbe zu zerstreuen.[65])

Die Reise Klements schien um so notwendiger, als die Gertruydenburger Unterhandlungen den englisch-französischen Ausgleich sehr wahrscheinlich machten. Nachdem sich Klement in Berlin viele Empfehlungen auf seine englische Reise verschafft hatte, war er Ende März schon im Haag und übergab Marlborough eine Denkschrift. Die Denkschrift stimmte im ganzen mit der im Jahre 1709 vorgelegten überein, nur in einem Punkte war zwischen beiden ein wesentlicher Unterschied. Rákóczi erklärte nämlich 1710, daß er geneigt sei, für Siebenbürgen eine Entschädigung anzunehmen, vorausgesetzt, daß das überlassene ungarische Gebiet eine ebensolche Bürgschaft der ungarischen Freiheit wäre, wie es Siebenbürgen einst gewesen. Klement beklagte sich zugleich über Bruyninx' Brief vom Dezember.

Der Gesandte Rákóczis erhielt am 18. April die Antwort auf seine Denkschrift in Marlboroughs Wohnung in Anwesenheit Heinsius', Lord Townsends, des Preußen Schmettau und Körtvélyessis. Die Antwort lautete so: England und Holland erinnern sich gut an die Antwort Godolphins, haben auch ihre Gesandten zur Intervention angewiesen, aber der kaiserliche Hof sei jetzt unbeugsamer als er vorher gewesen. Bruyninx' Brief billigen sie nicht. Die Aufnahme in den allgemeinen Frieden können sie nicht mit ganzer Gewißheit versprechen, aber sie bitten Rákóczi, er möge den König von Frankreich dazu bewegen, daß er die Aufnahme bei den Vertrauensmännern der Verbündeten urgiere und sie hoffen, daß diese Urgenz Erfolg haben werde. Klements englische Reise sei nicht nötig.

Marlborough sagte im Privatgespräch, daß Bruyninx wahrscheinlich bestochen sei. Es war sein Wunsch, daß anstatt Klements

[65]) Fiedler, Aktenstücke l. c. S. 78 und Thaly, Arch. Rák. I. Serie Bd. III. S. 1, 47.

Körtvélyessi nach London reise. Denn die Anwesenheit des Gesandten der protestantischen Stände konnte ja vor den Kaiserlichen leichter entschuldigt werden, als die des Gesandten Rákóczis.[66])

Der Ministerrat empfing wirklich Körtvélyessi im Sommer 1710 in London, aber man redete ihm davon ab, von der Königin eine Audienz zu erbitten, denn auch Klement sei nicht empfangen worden. Im Ministerrat sagte man dem Körtvélyessi, die Königin sei sehr geneigt zur Intervention, Rákóczi möge sich daher nicht an den Türken wenden, aber in Holland sei die Geneigtheit nicht so groß wie in England, es werde daher gut sein, wenn Körtvélyessi behufs Urgierung der Angelegenheit in den Haag zurückgehe.[67])

Rákóczi hatte den Bericht Klements bereits gelesen, als er sich am 26. August 1710 neuerdings an die Königin Anna wandte, sie möge mit ihren eigenen Worten der Meldung Klements und Körtvélyessis Nachdruck geben. „Wir erscheinen mit unserem auslöschenden Lichte vor dem strahlenden Glanze der Freiheit des glücklichen Königreiches Eurer Majestät" schrieb der Fürst.[68]) Staatssekretär Boyle hatte damals schon Palmes, dem Nachfolger Medows, den Auftrag gegeben, in Wien auszuforschen, ob es möglich sei, die Intervention von neuem aufzunehmen, denn die Königin wünsche dieselbe sehr. Die Königin hatte sich zu demselben Zwecke in einem Briefe an den Kaiser gewandt, aber Wratislaw antwortete Palmes, daß der Hof die Intervention nicht gestatten könne. Trotz alledem war dem Hofe die Wiederholung der englischen Reklamationen unangenehm. Man hätte in Wien gerne Palmes glauben gemacht, daß die protestantische Religion mit dem ungarischen Aufstande in keiner Verbindung stehe. Aber in England wußte man, daß auch der Protestantismus die Unterdrückung des Aufstandes fühlen würde; man setzte daher die Versuche fort. Die Engländer begnügten sich nicht damit, daß Medows und sein holländischer Kollege Ende 1710 ihre Stimme für die Protestanten erhoben, sondern sie beauftragten auch Lord Peterborough, den außerordentlichen Gesandten, er möge nach seiner Ankunft in Wien die Hindernisse des ungarischen Friedens erforschen und dieselben beseitigen. St. John er-

---

[66]) Fiedler: Aktenstücke l. c. S. 7, 8, 95—116.

[67]) Marczali, Regesták, Tört. Tár. 1882. S. 162 und Fiedler: Aktenstücke l. c. S. 8.

[68]) Pray, Epistolæ Procerum III. S. 526.

wartete eben damals Körtvélyessi nach London zurück, um von ihm zu erfahren, auf welche Weise er den Ungarn helfen könnte.

An diesem großen Eifer hatte jene politische Erwägung, daß die in Ungarn gebundene kaiserliche Kriegsmacht befreit werden müsse, schon keinen großen Anteil, denn damals wußte man ja in London bereits, daß der Aufstand in kurzem zu Ende sein werde.

Jene Antwort, welche Körtvélyessi im Sommer 1710 erhielt, ermutigte Rákóczi, Ende Oktober Klement aufs neue in den Haag und nach London zu schicken. Durch ihn ließ er sagen, daß er die türkischen Anerbietungen jetzt schon zurückgewiesen habe, aber als Gegenwert die Zeichen der Gunst der beiden Mächte erwarte. Er bat eine schriftliche und in authentischer Form ausgestellte Äußerung darüber, daß die Mächte gelegentlich der allgemeinen Friedensunterhandlungen nach seinem Wunsche für ihn sorgen werden.[69])

Als Klement anfangs 1710 nach Berlin kam, teilte er Lord Raby Rákóczis schon bekannte Anerbietungen mit. Raby bemerkte, daß er annehmbarere Punkte gewünscht hätte. Hierauf gestaltete Klement auf Grund seiner alten Instruktionen die von 1710 und insbesondere den Siebenbürger Punkt um, welchen er so erklärte, daß Rákóczi, als Fürst von Siebenbürgen, jenen Vertrag annehmen würde, welchen Apafi 1686 mit Leopold geschlossen hatte. Raby freute sich sehr über die von Klement formulierten Wünsche. Er schickte dieselben nicht nur seiner Regierung, sondern auch Palmes mit der Bemerkung, daß der Hof solche vernünftige Bedingungen nicht zurückweisen könne. Aber Palmes, sowie auch Peterborough, waren der Ansicht, daß auch diese Punkte durch den Hof annehmen zu lassen nicht möglich sei, weil die Intervention und Siebenbürgen darin erwähnt seien. Der englische und holländische Gesandte übergaben daher dem Hofe neue Punkte, welche sich besonders auf die Religionsfreiheit bezogen. Peterborough nahm auch die Wünsche Rákóczis in seinen Schutz. Es geschah nicht so, wie es die Engländer wünschten, aber es ist gewiß, daß der Hof die Verhandlungen mit den Aufständischen auch darum beschleunigte, weil er den englischen Urgenzen ein Ende machen wollte.[70])

Rákóczi entsagte auch damals noch nicht allen seinen Hoffnungen. Klement weilte seit dem 22. August 1711 in London

---

[69]) Fiedler, Aktenstücke l. c. S. 123—134. — E. Simonyi, III. S. 454—468.

[70]) Fiedler, Aktenstücke l. c. S. 146—179 und Simonyi, III. S. 475—487.

und erwartete die Beschlußfassung des Torykabinettes bezüglich des Anerbietens, die Königin möge für Rákóczi Siebenbürgen oder die gehörige Entschädigung zur Sicherstellung der ungarischen Verfassung erwirken. Die englische Regierung hatte damals durch den Ausgleich mit dem französischen Hofe den Weg des allgemeinen Friedens geebnet. Dieser Ausgleich brachte England in eine heikle Situation gegenüber dem Kaiser. Das Kabinett, welches von den Whigs auch des treulosen Imstichlassens der verbündeten Macht bezichtigt wurde, dachte nicht daran, durch die Unterstützung Rákóczis die Wirren noch zu vermehren. Deshalb sagte damals Klement, daß die englischen Minister sich für das Schicksal ferner Länder nicht sehr interessieren. Die Minister entschuldigten sich immer mit ihren Geschäften, und als sie endlich im November irgend eine Antwort gaben, war Klement mit derselben nicht zufrieden, ja er urgierte eine neue. Da antwortete das englische Ministerium Klement, er möge den Friedensschluß der nordischen Mächte abwarten. Dieser wie Hohn scheinende Einfall stammte daher, daß Klement dem Kabinett die mit dem Zar gemeinsame Intervention empfahl.[71]) Die Nachricht von dem Abschluß des französisch-englischen Ausgleiches erweckte in Rákóczi Ende 1711 neue Hoffnungen. Er schrieb damals an Klement, daß, sobald das Band zwischen den zwei Regierungen enger sein werde, auch das englische Ministerium seine Sache mit mehr Wärme unterstützen werde.

Klement machte eine andere Erfahrung, als er behufs Beobachtung der Utrechter Friedensverhandlungen Ende 1711 nach Holland zurückkehrte. Anfangs 1712 wiesen Strafford, wie jetzt Lord Raby genannt wurde, und Robinson, die Gesandten der englischen Regierung, wieder nur auf die nordischen Verhandlungen hin. Rákóczi wünschte die beiden Lords mit Geldversprechungen zu verbinden. Aber den englischen Gesandten fehlte nicht der gute Wille, sondern sie wußten gut, daß es nach dem Geschehenen eine Unmöglichkeit sei, die Forderungen Rákóczis dem Kaiser zu empfehlen. Im März sagte es auch Strafford Klement, daß Rákóczi so viel fordere, als ob eine Armee hinter seinem Rücken stünde. In Utrecht brach gleichsam ein kleiner Krieg zwischen Klement und Körtvélyessi aus. Die Engländer, Holländer und Preußen hörten lieber die Klagen Körtvélyessis an, welcher lediglich von

[71]) Fiedler, Aktenstücke l. c. S. 123—232.

den Interessen der Protestanten sprach. Klement dagegen erörterte, daß die Wiederherstellung Siebenbürgens die stärkste Sicherstellung des Protestantismus sein würde. Die Wahrheit dieser These leugneten auch die fremden Protestanten nicht, beschäftigten sich aber doch mit der Bitte Körtvélyessis ernsthafter, als mit der Unterbreitung Klements. Ja sie übergaben Sinzendorf auch eine Denkschrift im Interesse der ungarischen und siebenbürgischen Protestanten, aber der österreichische Graf schlug die Sache mit dem Hinweis auf die englischen Katholiken ab. Rákóczi machte Körtvélyessi aufmerksam, sich mit Klement besser zu vertragen.

Im Oktober 1712 reiste Klement auf den Rat Polignacs und des Preußen Metternich wieder nach London. Es scheint, daß man sich in Utrecht von ihm befreien wollte. In London sagte Strafford zu Klement, daß die Königin von Rákóczi mit großer Achtung spreche, aber ihm den Rat gebe, auf Siebenbürgen zu verzichten. Die Wiedererwerbung seiner Güter könnte Frankreich mit dem größten Erfolg empfehlen, weshalb es nicht schaden würde, wenn Klement nach Paris reiste. Klement reiste auch hin, aber hier antwortete man ihm wieder, daß man die Angelegenheit mit England besprechen werde. Der ewig bewegliche Klement war anfangs 1713 neuerdings in London.[72])

Damals hatten die Reiseunternehmungen Klements alle ihre Bedeutung verloren. Rákóczi fuhr, sich am 9. November in Danzig einschiffend, über England nach Frankreich. Die Zeit der Kontumaz verbrachte er vom 8. Dezember bis zum 10. Jänner in Hull. Er wünschte schwerlich, nach London zu reisen, jedoch auch Bolingbroke ließ ihn wissen, daß ihn der englische Hof nicht empfangen könne. Lord Oxford gab nämlich dem kaiserlichen Gesandten

---

[72]) Fiedler, Aktenstücke 259—431. Über Körtvélyessi Marczali Regeste l. c. 174, 175. Michael Horváth, welcher im VI. Bande seiner Geschichte Ungarns sich eingehend mit diesen Versuchen der Diplomatie Rákóczis beschäftigt, behauptet, daß „bei Lord Strafford das Versprechen der 50,000 Taler eine günstige Wirkung gemacht habe, er habe fortan den Agenten des Fürsten wenigstens mit seinen guten Ratschlägen in seinen Unternehmungen unterstützt". Wir wissen nicht, welche Wirkung das Geldversprechen auf den Lord hatte. Nur so viel ist gewiß, daß Strafford schon als Berliner Gesandter dem Rákóczi Siebenbürgen gern erwirkt hätte; nach dem Frieden von Szatmár (1711) empfahl er jedoch dem Fürsten, die Forderung Siebenbürgens wegzulassen. In der Reihe der englischen Staatsmänner war nach Stepney vielleicht Strafford der wärmste Freund Rákóczis und der ungarischen Sache.

sein Wort, daß die englische Regierung die Sache Rákóczis nicht mehr erwähnen werde.[73])

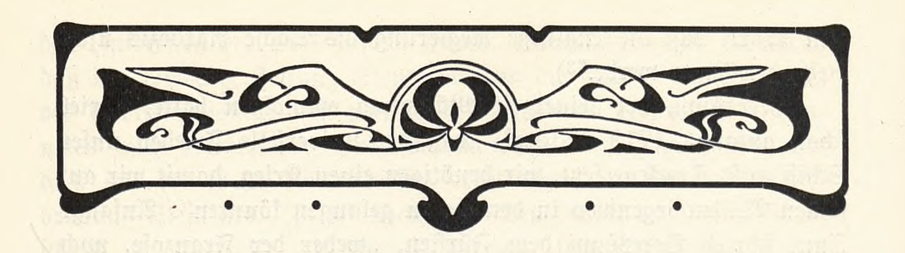
Bercsényi, der seinerzeit Mäßigung empfohlen hatte, schrieb schon anfangs 1712 Rákóczi, „daß der universelle Frieden unser Schiff aufs Trockene setzt, wir benötigen einen Krieg, damit wir auf seinen Wellen irgendwo in den Hafen gelangen könnten". Anfangs Juni schrieb Bercsényi dem Fürsten, „weder der Franzose, noch Berlin, noch Utrecht wollen uns von diesem unseren Stachel befreien".[74]) So war es auch; in diesem Frieden von Utrecht sind weder Ungarn noch Siebenbürgen erwähnt.

---

[73]) Fiedler, Aktenstücke 434. — Thaly, Rákóczi Tár. I. 263, 264. — Mitteilungen Ludwig Kropfs im Századok 1898, 750 und Bemerkungen daselbst S. 844.

[74]) Thaly, Arch. Rák. I. Abt. Bd. VII. S. 87, 153.





Lösungen der wechselnden orientalischen Frage auf bulgarischen Kampfstätten.

Von **Wilh. Götz**, München.

(Schluß.)

Immerhin bleiben noch Schwierigkeiten übrig, um die Schlachtberichte mit der Örtlichkeit in Einklang zu bringen. Besonders unklar ist dies, daß das zweite und dritte Treffen, also namentlich Sigismund selbst, nichts sah von der Schwierigkeit des ersten Angriffs der Franzosen, sodann aber namentlich von deren schwerer Bedrängnis durch die auftretende Sultansreserve und die wieder gesammelten Reiterhaufen, obgleich der Boden dorthin doch sanft anstieg. Es war auch das Heer Sigismunds so zahlreich, daß dessen zweites Treffen nicht etwa in die Flachmulde des beginnenden Nikopolbaches beim Vorrücken untergetaucht sein und deshalb nichts auf der sanft ansteigenden Höhe vor sich wahrnehmen konnte, wo doch am 27. September das gelbliche Graugrün des Bodens die Kämpferlinien und -Knäuel sich scharf abheben ließ und noch nicht Maisbestände etwas zu verdecken vermochten. Namentlich begünstigt in solchem Terrain die Höhe des Pferderückens die Rundsicht wesentlich. Die zu ihren Rossen zurückeilenden Franzosen aber sah man gleichwohl und hielt sie für Fliehende, was entmutigend auf Abteilungen wirkte.

Allein als noch das Gefecht stund und nur der Serbenangriff die Lage bedenklich verschärfte, warf sich Sigismund in die Flucht, und rasch erfaßte diese Bewegung die Gesamtheit. Durch eine Menge Gefangener, darunter zahlreicher französischer Ritter und ihrer Führer, sodann durch den Untergang sehr vieler Flüchtenden, teils infolge der Feindseligkeit der Landbevölkerung diesseits und jenseits

der Donau, teils im Strome, ward die volle Niederlage tatsächlich bekundet; nicht einmal Trümmer des Heeres wurden nach Hause geführt.

Verschiedene Einzelheiten dieser Flucht und im vorhergehenden Lagerleben lassen uns das donauferne Nikup nicht als Zeugen der Schlacht anerkennen. Schon die Angaben über die Vergnügungen der Franzosen und ihre Orgien mit Lagerdamen lassen nicht annehmen, daß man in der über 50 km von der Donaulände entfernten, so prosaischen Dorfregion nächst der Rusiza damals eine längere Reihe von Tagen hindurch über Speisen und Getränke reicher Tafeln verfügte und die erwünschte tägliche Zerstreuung mit herzugewanderter Halbwelt finden konnte. Derlei verlangt einen belebten Verkehrsweg, wie es die Donau ist. Alle Notizen über die Flucht und das Chaos und die Gewalttätigkeit bei den Kähnen und Schiffen, in welchen man Rettung suchte, auch über die „Galeye" (Galeere), in welche Sigismund gebracht wurde, lassen es in keiner Weise zu, den Strom eine gute Tagreise weit entfernt anzunehmen. Noch weniger, wenn es möglich wäre, reimt sich zu Nikup die Absendung einer starken Rekognoszierungsabteilung von seiten Sigismunds nach Tirnowa hin, wodurch in dessen Umgebung die Heeresmacht Bajasids entdeckt wurde. Von Nikup aus wäre man ja ohnedies schon beim Wasserschöpfen mit dessen Kriegern in rauhe Fühlung gekommen. Es erweist sich also die genauere Kenntnisnahme der Schlachtchronik weit maßgebender für diese Ortsidentifizierung als die Besichtigung der beiden Gegenden. Jedenfalls hatte der Padischah seine Macht über die Halbinsel auch gegen ein tapferes Ritterheer, das von außen die unterworfene Bevölkerung befreien wollte, als feststehend erwiesen.

Sein Nachfolger Murad bestätigte diese Lösung der Frage, wem der europäische Südosten gehöre. Der erfolgreiche Sultan hatte sich bereits von der Regierung zurückgezogen, um den jungen Muhammed II. selbständig auf die Eroberung der großen Hauptstadt sich vorbereiten zu lassen, als wiederum der König von Ungarn, diesmal der Pole Wladislaw, mit einem großen Heere von Kreuzzugsscharen und Ungarn über die donaunahen Höhen Bulgariens heranzog. Wohl wurde von diesen 20.000 Reitern unter dem führenden Einflusse Georg Hunyads nicht wie unter Sigismund und seiner Umgebung die Zeit verzettelt, welche dem Angriff günstig schien. Aber obwohl das Ziel Gallipoli war, verzichtete man wegen des mitgeführten Wagenparks und um der Pferde willen auf den geraden Weg über

den Balkan gegen die Residenzstadt Adrianopel. Um möglichst lange den Proviantschiffen der Donau nahe zu sein und dann vom Meere her Unterstützung erlangen zu können, schwenkte Wladislav erst weit im Osten gegen Warna ab und erreichte die Gemarkung der Stadt, als die zweifellose Nähe des großen Sultansheeres gemeldet wurde.

Die Berichte über diese Schlacht sind eingehender und glaubwürdiger; aber es bleiben auch ihnen gegenüber Unklarheiten über den an ausgreifenden Bewegungen reichen Kampf bestehen. Man formierte auf der christlichen Seite eine in die Breite gezogene Schlachtordnung, d. i. Zentrum, rechten und linken Flügel, allerdings notwendigerweise in einer nach Nordwesten ausbiegenden Linie. Nach Süden war die Ausdehnung der Kämpfe genau bestimmt durch die Ufer des Devnasees, dessen riesig hohes Schilf noch besonders vor dem sumpfigen Zustand seiner Außenteile warnt. Nur eine geringe Breite besitzt der westöstliche Talboden, von welchem das Gelände erst langsam, dann kräftiger nordwärts ansteigt, mit Weinpflanzungen, Obstbäumen und Äckern bedeckt; licht- und mattfarbige Einzelanwesen sind eingestreut, und oben schließt sich laubgrüne Bewaldung an, bis über 300 m Seehöhe. Einzelne mäßige Furchen und wasserlose Talschluchten gruben sich in den Abhang ein, von Norden her zum Devnatale verlaufend. Nach Westen ist letzteres etwa 5 km vom genannten Hafen von Warna anscheinend durch eine waldige Höhe begrenzt. In diesem Gelände nun tobte die mit wechselndem Erfolge geführte mehrstündige Schlacht. Die große Armee der Türken, den christlichen Streitern wohl vierfach an Zahl überlegen, hatte es leicht, sich zu teilen und sowohl von Norden über jenen Hang herab gegen den rechten Flügel als vom Fuß der westlichen Höhe aus gegen die Linke des Christenheeres mit überlegenen Kräften vorzugehen. Es gelang auch, die Kreuzzugsabteilungen des rechten Flügels in die Flucht zu jagen, und wir sehen, daß ein beträchtlicher Raum noch zwischen diesen südwärts Eilenden und Warna gewesen sei; denn die Stadt kam offenbar in keinerlei Berührung mit dem Gange der Schlacht, obwohl sie, von den Türken vorher verlassen, Wladislaw freundlich gesinnt war. (Ihre Mauerzinnen, weiterhin durch jene massigen, braungrauen Bastionen und Torbefestigungen ersetzt, die wir heute noch als romantische Zeugen der interessanten Eroberung von 1829 größerenteils erhalten sehen — hätte freilich eine wenn auch geringe Besatzung des Kreuzheeres innehaben sollen.) Jedenfalls war demnach der Boden des Kampfes für die stattfindenden Reiterangriffe,

großen Verschiebungen und das Hin- und Herfluten besiegter und wieder vordringender Massen eine bemerkenswert kleine Arena. Denn man zerstreute zuerst von der christlichen rechten Zentrumsstellung aus das Reiteraufgebot aus Asien, dann mit dem linken Flügel den rechten der Türken (Spahi), nachdem hier ein Vordrängen der letzteren erfolgreich geworden. Nur das bisher weiter östlich zurückstehende Zentrum des Königs vermochte auch durch den entschlossensten Angriff die neu emporgekommene Janitschareninfanterie nicht wankend zu machen; ihren Waffen erlag der mit größter persönlicher Tapferkeit streitende König, nachdem er entgegen den Mahnungen Hunyads vorgegangen war. Sein alsbald abgeschlagenes Haupt wirkte erschütternd auf die nahen Heeresteile, und panikähnliche Flucht schloß sich dem Vorgange an. Wenn wir aber aus den Einzelheiten der Berichte erkennen müssen, daß die Vorwärtsbewegung großer Heeresteile der Türken auf und über die nächsten Hänge im Nordwesten gar nicht von den Christen wahrgenommen wurde, andrerseits auch den Führern der letzteren wiederholt die wichtigsten Begegnisse angegriffener oder gerade siegreich kämpfender Abteilungen ihres Heeres unbekannt waren, so bleibt dies bei dem so mäßigen Umfang und der schwachen Profilierung des benützbaren Geländes schwer verständlich. Auch der entscheidende Fehler in der Leitung, daß man die Heeresteile während der heftigsten Vorgänge des Kampfes ebensowenig zusammenhielt, als es 1396 geschehen, wird um so auffallender, je geringer der hiebei zu behauptende Raum war. Nur zerstörte hier Kampfbegier und zu hitziges Vorgehen im Zentrum das einheitliche Zusammenwirken, während Sigismund zu langsam mit seinem Treffen vorrückte und sich nicht durch Kampfesfreudigkeit Ruhm erwarb. So mußten beide fast schon gewonnenen Schlachten, Verteidigungskämpfe der Christenheere mit wuchtigen Offensivstößen, tragisch enden.

Aber es zeigte sich doch zugleich, daß die Scharen auch so kriegerischer Sultane noch nicht der Bewaffnung und dem kampfesfrohen Angreifen der mitteleuropäischen Reitergeschwader gewachsen waren, abgesehen von der nun auftretenden Fußtruppe der Janitscharen, welche als ein orientalisches Parallelgebilde der eidgenössischen Fußkämpferrotten erscheinen. Sie waren es in ihrer Weiterentwicklung, welche an erster Stelle das folgende Emporgehen der Türkenmacht militärisch bewirkten. Doch reichten die beiden großen Siege, welche Bajasid und Murad mit zuversichtlicher Offensive erstritten hatten,

völlig hin, die Mauern des neuen Staatsgebildes gegen außen zu sichern, so daß auch viele Mißregierung und Unfähigkeit der kommenden Jahrhunderte diese asiatische Macht in der Halbinsel nicht zusammenbrechen ließ.

3. Erst das Jahr 1877 sah die Hohe Pforte dahinsinken. In diesem Kriegsjahre wagten ihre Heerführer keine offenen Feldschlachten mehr, und nur einer derselben suchte im Belagerungskriege zu leisten, was möglich war. In allen ernsten damaligen Kämpfen handelte es sich nur um Stürme auf Schanzen und Umschließungen; nur Kapitulationen waren es, welche für immer die Bedeutung der Türken in Europa zerstörten.

Anders gestaltete Schauplätze kamen vor allem infolge des geschwächten militärischen Wesens der türkischen Truppenführer, weniger wegen der völlig geänderten Waffen in Verwendung. Aber das Landesgebiet der Kämpfe war nahezu das gleiche wie gegen Ende des Mittelalters bei der Festigung der türkischen Eroberung, nur daß eine Verschiebung nach Süden infolge der schlappen Organisierung der Gegenwehr eintrat: statt Nikopoli wird Plewna berühmt, statt Warna am nordöstlichen Balkanfuße nunmehr die wertvollste Paßhöhe des Gebirgs, nach dem zwischen Weingärten und Rosenfeldern gelegenen Dorfe Schipka genannt. Vergegenwärtigen wir uns diese Kampfesstätten!

Auf dem Wege von Nikopoli zum Zentralbalkan und damit zu den Übergängen nach Sofia und Philippopel treffen wir auf die Talmulde von Plewna, dem Orte einer wichtigen Straßenkreuzung. Um die Stadt her, an deren Nordseite der Grivizabach in breiter Talsohle westwärts zur Weide am Widflusse führt, hat der einzige tüchtige Heerführer der damaligen Türkenmacht, Osman Pascha, Schanzen aufgeworfen, um einstweilen Deckung zu haben bei seiner Aufgabe, den Vormarsch der Russen nach Süden an deren rechter Flanke zu gefährden! Nördlich der Stadt erhebt sich in sanftem Anstieg die Fortsetzung der Bulgarischen Platte, welche hier, wie sie vorhin bei Nikup bezeichnet wurde, als weide- und ackerbedeckte Fläche sich ausdehnt. Hier ließ Osman hinter einem ostwestlichen Schluchttälchen zwei voneinander getrennte Gruppen von Schanzen von etwa 2—$2^1/_2$ Meter Höhe bauen, naturgemäß in eben genannter Richtung; nur daß im Osten eine der beiden oft genannten Grivizaredouten wie in Hakenlinie südlicher zu stehen kam. Da man von hier aus den östlichen Beginn und sanften Hang der Talmulde be-

streichen konnte, ließ man den Gürtel der Erdwerke nach dieser Seite offen. Erst die südlichen Höhen an der Stadt bewehrte man ähnlich wie den Norden mit Schanzen samt Verbindungsgraben, jedoch in zwei scharf getrennten Abteilungen. Denn in tiefer südnördlicher Schlucht hat hier der Bach von Plewna, die Tutscheniza, ihren Weg in die felsig anstehenden Bänke des mergeligen Kreidekalkes eingeschnitten und spaltet die steil zur Stadt abfallende Höhe. Bei den Stürmen und Vorstößen der Kriegführenden blieb diese Trennung während der einzelnen Kampftage auch für die Truppenbewegungen fast stets durchgeführt. Die Fortsetzung des Plateaus südlich und südöstlich der Stadt erhält durch kurze, krumme Tallinien und manche Aufwölbungen eine stärkere Profilierung. Jedoch der Überblick wird durch die rauschenden Wäldchen des Maises, durch die laubreichen Weinpflanzungen an so mancher Bodenneigung und niedrige Bäume verschiedenster Art beeinträchtigt. Deshalb hatten die Belagerer von ihren gewöhnlichen Standorten aus für Nachschübe, Munitionszufuhr und alle Bewegungen jeder Waffengattung auf beiden Seiten der Tutscheniza viele Beschwerlichkeit, wenn ihnen auch der Vorzug gegeben war, auf gehobeneren Punkten zu stehen, als die Türken. Nicht nur störten verschiedene Seitenbäche der Tutscheniza und des Wid durch ihre 40—70 m tiefen Schluchtwege, sondern auch eine Anzahl wasserloser kurzer Talformen, ohne Zweifel in vordiluvialen Zeiten bereits herausgearbeitet und jetzt mit Gras und Büschen besetzt. Die bewässerten Taleinschnitte erwiesen sich natürlich mit ihrem Buschbestand den Bewegungen hinderlich, freilich auch den Holzbedürfnissen entgegenkommend. Einen kriegsgeschichtlichen Ruf erhielten namentlich die tiefen Schmalmulden an der Westseite der Tutscheniza, welche den sogenannten ersten, zweiten und dritten Kamm der „grünen Berge" voneinander schieden. Diese Bodenform mußte z. B. bei dem berühmten Stürmen Skobelevs während des ganzen 11. September in Vorgehen, Zurückfluten, und erneuten Stürmen passiert werden. Man begreift die hohen Verlustsummen; aber man ersieht auch die unzerstörbare Zähigkeit, zu welcher die in den Zeiten der Schießwaffen ausgebildete Disziplin die Heerkörper erzog. Undenkbar wäre in den Schlachten des 15. Jahrhunderts ein einigermaßen ähnliches Ringen und oft wiederholtes Einsetzen der Angriffe eines größeren Truppenkörpers, ein so langes Auf und Nieder todesmutigen Mühens. — Auch auf der Nordostseite oder w-n-w von Griviza, dessen einigermaßen schlanker Kirchturm sich über die Kuppen von

Nußbäumen und anderes Baumgrün jetzt so friedlich erhebt, wurde das Ringen kaum weniger anspruchsvoll, wenn es auch wesentlich die Gräben und Erdaufwürfe des türkischen Spatens waren, die zur Bewährung heldenhaften Sinnes den Rumänen und Russen reichlich Anlaß gaben. Freilich reicht man in erster Linie den Türken den Ruhmeskranz von Plewna, und es ist in der Tat unschwer zu zeigen, daß ein sehr hoher Grad von Widerstandskraft und Unerschütterlichkeit des Mutes und Vertrauens von ihnen bewiesen werden mußte. Sagt uns dies doch wohl allein schon das spätere Stärkeverhältnis beider Gegner genug; denn es standen 140.000 Russen und Rumänen mit 524 Kanonen den kaum 50.000 Türken und ihren 77 Kanonen gegenüber. Dazu leistete die bulgarische Stadtbevölkerung allzeit türkenfreundliche Kundschafterdienste! Allein wir müssen darauf verzichten, auch nur kurz jener Kampfesstätten und blutigsten Tage einzeln hier zu gedenken (wie jener bei Griviza, bei Dubnjak, auf den Grünen Bergen u. a.), welche vom 19. Juli bis zum 10. Dezember 1877 die letzten großen Akte türkischer Kriegstüchtigkeit für die Nachwelt bezeugen konnten.

Daneben können wir jedoch auf dem andern entscheidungsvollen Punkte, dem Schipkapasse, weder oben noch am Fuße des Gebirgszuges etwas Ähnliches erkunden, während die Natur hier keineswegs zu Ungunsten der Türken gebildet war, wie ihnen auch lange Wochen hindurch kein Mißverhältnis der Truppenzahl entgegenstand.

Ein merkwürdiges Kampfrevier sehen wir vor uns. Oben auf dem Balkan belagern die Türken mehrere Monate lang von Osten und von Westen eine nordsüdliche Folge von geschützten russischen Batterien und etagenförmig hintereinander ansteigende Infanteriegräben, während vom südlichen Abhange des Gebirgsrückens und unten von Schipka her die größere Menge der türkischen Streitkräfte bedroht ist. Der Balkan erweist sich auch hier, auf dem günstigsten seiner Übergänge, als ein plateauartiger Rücken. Nachdem man von dem industriell so lebhaften Gabrova aus etwa zwei Stunden lang angestiegen, wandert man noch $1^1/_2$ Stunden auf sanft fortgehender Erhebung der Straße bis an die Südkante des Gebirges, bei welchem die Jochhöhe erreicht wird. Es gehört zu den fesselndsten Ausblicken, welche je im Binnenlande eine Paßhöhe gewährt, hier von den Felsen des sogenannten Nikolaiberges, welche sich unmittelbar rechts an der Straße erheben, hinabzuschauen in die breite Tundschaebene mit ihren mancherlei Ortschaften und Mühlen sowie riesigen Kronen

ihrer Nußbäume, Pappeln und Weiden, gegenüber sodann auf das lebhaft profilierte Mittelgebirge, jenseits davon weiter südwärts endlich in dämmerigem Grau noch die wuchtige Gestalt der waldigen Rhodope zu grüßen. Westlich vom Nikolai standen um etwa 150 m höher die türkischen Bataillone und Geschütze auf waldgrünen Stufen und Felsköpfen. Wie mächtig hätte der grandiose Blick auf ihr schwerbedrohtes Land die Beys und Bimbaschis erfassen können, da zudem auch nach Norden hin helles Gelände diesseits der Donau dem Auge sich bot! Auf der Ostseite des Passes wirkte gleichfalls zu Gunsten der Türken einige Überhöhung gegenüber der russischen Position, welch letztere allerdings infolge von Bewaldung mit schlanken, laubreichen Buchen nicht frei zugänglich war. Ungemein steil aber fällt zum Dorfe Schipka und zur ganzen Tundschaebene der Balkan ab; hier ist ja ein tektonischer Abbruch, ein Senkungsfeld oder Graben, in welchem ein Gebirgsteil einstmals unterging. Gleichwohl behauptete sich auf dieser Gebirgsböschung die dritte der Belagerungsabteilungen unterhalb der russischen Feuerwaffen bis zuletzt. Die Kämpfe selbst aber, d. h. die Angriffe der Türken, hinterlassen nur den Eindruck des Bedauerns über den Aufwand todesverachtender Tapferkeit und Ausdauer einer mäßigen Anzahl der verwendeten Bataillone. Deren momentane Erfolge bezeugen aber immerhin, welch unzerstörbarer Sinn für kraftvolle Bewährung des Mutes und der Begeisterungsfähigkeit in den ungebildeten Schichten jenes Volkes sich erhielt. Allein der Mangel an diesen Tugenden bei den Führern, insbesondere bei dem Obergeneral dieses Heeres, wie noch schlimmer bei jenen der großen Offensivarmee im Osten Donaubulgariens bezeugte fast handgreiflich die eingetretene Änderung des Türkentums. Daher waren denn auch die zur Eroberung des Schipkaweges geschaffenen Verschanzungen in Wirklichkeit nur Defensivarbeiten, und die Angriffe, welche in den Anfangswochen organisiert, aber äußerst unordentlich vollführt wurden, erscheinen nur als notgedrungene äußerliche Pflichterweise gegen die wiederholten Aufforderungen des Sultans.

Im ganzen fehlte es in allen und allen Kämpfen des Krieges an dem Selbstvertrauen und entschlossenen Willen, den Gegner zu verderben und aus dem Lande zu verjagen. Auch Osman wird nur von dem Wunsche beseelt, die Position und das Heer zur Beruhigung seines Herrn zu erhalten; auch er schickt sich bei keinem Erfolge an, den Feind von Ort zu Ort zu verdrängen.

So erweisen sich denn diese Brennpunkte des großen Kriegstheaters als gewählt und festgehalten, nur um sich zu wehren; aber ohne Erwägung dessen, was aus dem ziellosen Fortbehaupten von Redouten und Infanteriegräben werden soll, überlassen es die Hohe Pforte und deren Feldherren dem offensiven Feinde, die weitere Zukunft des Krieges zu dirigieren. Der Ausgang mußte damit besiegelt sein, aber auch die Schicksale der türkischen Stellung in Europa. Ohnmacht und Zersetzung der politischen Kraft schloß sich dauernd jener Apathie an, mit welcher außer Osman alle Oberführer und nicht wenige Untergenerale dem russischen Angriffe gegenüberstanden.

Die orientalische Frage des 19. Jahrhunderts erfuhr hienach ihre jetzige Lösung — im Jahre 1829 bereits vernehmlich geweissagt — wiederum infolge eines Vorstoßes von jenseits der Donau her. Aber der Angreifer hatte, auch abgesehen von seinen politischen und militärischen Vorzügen vor den Ungarnkönigen am Ende des Mittelalters, eine wesentlich erleichterte Behandlung vor sich. Denn er stützte sich im Lande des Kriegstheaters zugleich auf seine ethnographische Verwandtschaft und auf die konfessionelle Zusammengehörigkeit mit der Mehrheit der Bewohner, daher auf deren seit lange angeregte Zuneigung, so daß von ihnen ein tätiger Beistand geleistet wurde.

Immerhin fehlt noch die positiv einrichtende Beendigung der Sache. Zwei nichteinheimische Kriegsmächte, die abendländische an der Donau und die östliche von jenseits der Pruth haben sich um die Erledigung der Hauptfrage hinsichtlich der osmanischen Herrschaft in einer Reihe von Kriegen bemüht, wobei freilich die Russen den durchgreifendsten und unwiderruflichen Erfolg errangen. Das noch zu gewärtigende völlige Ende wird entweder das Maß des Herrschaftsanteiles der beiden großen Nachbarmächte oder der Völker der Halbinsel feststellen müssen. Letztere Lösung wird ohne eine neue Folge von blutigen Kämpfen keinesfalls vor sich gehen, wenn nicht jene auswärtigen überlegenen Mächte dies verhüten, freilich in dem Falle unter herber Enttäuschung für die Völker, welche das Land als Einheimische innehaben, wenn ihnen die Selbstregierung vorenthalten bliebe. Würde jedoch der Eroberungstrieb Rußlands, auf der 1878er Lösung fortbauend und mit Hilfe der vorhin angedeuteten moralischen Begünstigung, die Herrschgewalt über das Ganze in seine Hand zu vereinen suchen, so wäre damit eine schwerere Bedrohung und desgleichen

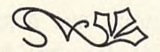
wirtschaftliche Benachteiligung über Mitteleuropa heraufgeführt, als sie durch die nur vorübergehende Osmanenoffensive im 16. und 17. Jahrhundert gebracht werden. Die japanische Kriegsnot kann man in keinem Falle als ein Ablenkungsmittel von längerer Dauer erachten; denn mag Rußland siegreich sein oder nicht, so wird in den führenden Kreisen der Trieb sich geltend machen, die volle Fortdauer der bisherigen Geltung des weißen Zaren bei den orthodoxen Orientvölkern nach der Erledigung jener ostasiatischen Frage zu proben.

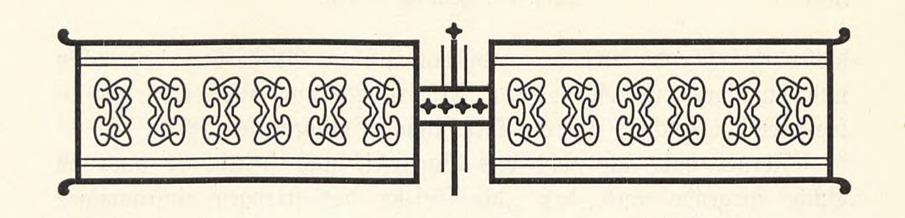
Gegenüber der Beschlagnahme auch nur eines beträchtlicheren Teiles der Halbinsel für die wirtschaftliche oder zugleich auch politische Beherrschung durch Rußland erscheint die Fürsorge für die völlig selbständige staatliche Entwicklung der dortigen Völker von den zentral- und westeuropäischen Interessen geboten. Die feste Abgrenzung der Staatsgebiete in der Halbinsel müßte allerdings, wie soeben angedeutet, unter der Autorität auswärtiger Mächte, vor allem der Donaumonarchie und Rußlands, vor sich gehen.

Daß aber die Staaten der Halbinsel fähig sein würden — wenn man von der Schaffung eines arnautischen absieht — der europäischen Kultur sich in allen wichtigeren Zweigen derselben anzuschließen, haben nicht nur aufs beste die Serben, sondern seit einem Vierteljahrhundert auch die Bulgaren dargetan. Wer diese Länder um 1880 sah und ihren heutigen Zustand mit dem damaligen vergleicht, wird von bedeutender Änderung in allen entscheidenden Zügen zu berichten haben. Die Bulgaren, welche ja erst beträchtlich später zum Gebrauch ihres freien Willens gegenüber der Türkenmacht gelangten, wandelten namentlich die Beschaffenheit ihrer Städte um, gaben dem Lande das so unentbehrliche Straßennetz und große Schienenwege, darunter die landschaftlich einzigartig fesselnde Iskerlinie durch den Balkan. Sie führten trotz aller Langsamkeit des bäuerlichen Willens sogar die Bodenkultur sichtlich ausgiebig vorwärts; zu geschweigen aller höheren kulturellen Einrichtungen.

Auch die beiden großen Kampfstätten der 1877er Entscheidung bieten sich als belegende Beispiele. Freilich die Schipkahöhe selbst, wo allein auch bulgarische Druschinen damals ruhmreich für die Befreiung mitgekämpft haben, kann mit ihrem Buchengehölz und ihren Felsstufen hier wenig bezeugen; ihre Gedächtniskapellen und kleinen Friedhöfe, ihre dem Wetter trotzenden Reste der russischen Schanzarbeiten und dergleichen erlangen in dieser Zone von 1300 m über dem Meere kein geändertes Aussehen. Wohl aber ward es am Fuße

in den Dörfern so wesentlich behaglicher, und kirchlich-charitative sowie politisch veranlaßte Anstaltsbauten deuten die vollständige Abkehr von der vorhergehenden Zeit weithin sichtbar an. — Durchgreifender deutet Plewnas nächste Umgebung auf die Berechtigung des Anspruchs hin, die vorhandene Willigkeit und Fähigkeit zu selbständigem Fortarbeiten auf dem Wege friedlicher Natur anerkannt zu finden. Dort auf der südlichen Höhe über der großenteils neu gewordenen Stadt haben sich an und in den damaligen „Skobelewschanzen" russische Ausdauer und Tapferkeit und türkischer Heroismus Ruhmestitel erworben, welche nicht vergehen werden, so lange man von den Kämpfen türkischer Tabors in Europa zu berichten weiß. Aber ebenda, wo man in der Nacht zum 12. September die offene Seite jener Redouten mit aufeinander geschichteten Leichen verschloß, gedeihen heute die mannigfaltigen Pflanzungen einer trefflich geförderten Weinbauschule des Staates, um goldfarbigen Lebenstrank zu bieten und freien, frohen Sinn zu verbreiten.





Die deutsche Liedweise.

Von Prof. Dr. Heinrich Rietsch. Prag.

Im vorigen Hefte dieser Zeitschrift hat Herr Dr. Marschner meine Arbeit über „Die deutsche Liedweise" (Wien 1904) einer längeren Besprechung unterzogen. Daß unsere Anschauungen in gewissen grundsätzlichen Dingen auseinandergehen, läßt sich dabei eben nur feststellen, ohne daß der Versuch, zur andern Ansicht zu bekehren, aussichtsvoll oder für die Leser von Interesse sein könnte. So gilt dies von der Frage, ob wir in den (guten!) Erzeugnissen der neueren musikalischen Lyrik einen Fortschritt zu begrüßen oder einen Rückschritt zu beklagen haben. Ich bin der ersteren Ansicht, eine Anzahl von Ästhetikern, unter ihnen der geehrte Referent, scheint der gegenteiligen Ansicht zu sein. Daran läßt sich nichts ändern. Wohl aber möchte ich auf einige mißverständliche Auffassungen hinweisen, die in der Besprechung unterlaufen sind und geeignet wären, von meinem Buche in manchen Beziehungen eine irrige Vorstellung zu geben.

Marschner kämpft zum Teil gegen Behauptungen, die ich nicht aufgestellt. So habe ich nirgends gesagt, daß die großrhythmischen Errungenschaften der zweiten Entwicklungsepoche vom modernen Lied (dritte Epoche) über den Haufen geworfen wurden, sondern daß sie heute eben mit der nötigen, dem 18. Jahrhundert mangelnden Freiheit behandelt werden. Marschner selbst hat richtig erkannt, daß nicht Symmetrie, sondern Parallelismus und Steigerung Bildungselemente der Musik sind, diese widersprechen aber doch dem quadratischen Rhythmus $2\times2+2\times2$ u. s. f. Einen solchen als Bildungsgesetz anerkennen, heißt eben sich auf eine bestimmte Epoche der Musikentwicklung beschränken. Das konnte und durfte schon mit Rücksicht auf die ältere Zeit nicht zu einem Gesetz verallgemeinert werden. Dagegen habe ich selbst die Zweitaktigkeit (nicht 2×2-Taktigkeit) als

die vorherrschende Art der großrhythmischen Gliederung besprochen und auf ihren wahrscheinlichen Erklärungsgrund aus einer physiologischen Eigenschaft unseres Organismus hingewiesen (§ 96).

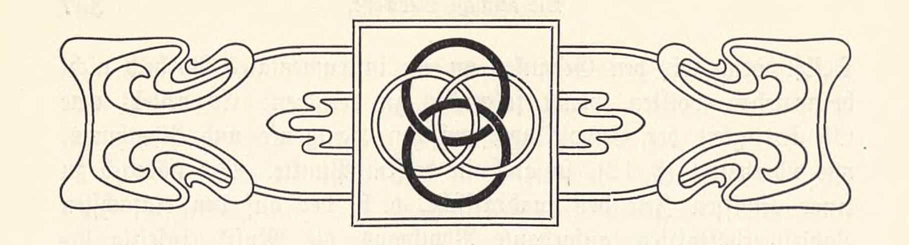
Ferner habe ich nicht das Vorurteil und spreche es auch im Buche nirgends aus, daß „die Gesetze des strengen einstimmigen Satzes für die deutsche Liedweise maßgebend" seien. Ich sage vielmehr, daß dies für das neuere, begleitete Lied nicht der Fall ist, daher auch natürlich nicht für die „Tonfolge in unseren klassischen Meisterwerken", da diese doch nicht einstimmig erfunden sind. Wohl aber sage ich, daß nach jenen strengeren Gesetzen gebaute Weisen stets den Vorzug größerer Sangbarkeit haben werden und daß sich daher der Vokalsatz „auch in der neuesten Entwicklung nicht soweit davon entfernt, wie die Instrumentalmusik". Damit ist aber doch gesagt, daß er sich davon entfernt (§ 177, vgl. 174 und 305).

Wenn Marschner ferner die These bekämpft, daß das vorzugsweise melodische Intervall die Sekund sei, so möchte ich dazu einige, meine bezüglichen Buchausführungen zum Teil ergänzende Bemerkungen machen. Schon Kade hat 1874 auf diese Erscheinung hingewiesen, auch Riemann gelegentlich, obwohl dieser damit die irrtümliche Anschauung verknüpft, daß die melodische Sekund aus der Zerlegung von Akkordintervallen entstanden zu denken sei. Ich habe mich nun mit dem Erfahrungssatz als solchem, dem auch die von Marschner S. 290 gegebenen Beispiele nicht widersprechen, nicht begnügt, sondern eine genetische Erklärung versucht, die dem Referenten entgangen zu sein scheint. Sie steht allerdings nicht im Kapitel über die Tonfolge; es ist aber bei der betreffenden Stelle hier (S. 109) auf § 299 im Schlußkapitel hingewiesen. Um es kurz zu bezeichnen, stelle ich die Sekund als das mittlere Intervall der Naturtonreihe dar, auf das Musik und Sprache im Gesang kompromittieren.

Wenn dagegen Marschner von der „Unentbehrlichkeit des rein Harmonischen in der Tonfolge klassischer Vokalmelodik" spricht, so ist zunächst zu erläutern, daß er unter dem „Rein Harmonischen" zerlegte Akkordintervalle, Terz, Quart, Quint im Gegensatze zu sekundmäßigen Fortschreitungen versteht. Die Differenz zwischen unseren Anschauungen besteht hauptsächlich darin, daß ich das Vorkommen dieser Intervalle nicht leugne, aber sie in zweite Linie setze und aus dem Einfluß des Instrumentalen erkläre (vgl. S 112). Auch Marschner muß schließlich anerkennen, daß sich in gewissen Gesängen, wie den Jodlern, ein Übermaß des Harmonischen geltend macht.

Selbst wenn wir den Gedanken an ein instrumentales Vorbild nicht heranziehen wollten, bleibt folgendes zu erwägen: Es besteht eine Gleichartigkeit der Entwicklung zwischen Harmonie und Rhythmus, wie überhaupt (§ 12), so auch in diesem Punkte. Wie nämlich zu einer gewissen Zeit der quadratische, d. h. der auf den einfachsten Zahlenverhältnissen aufgebaute Rhythmus die Musik einseitig beherrscht, so steht zur gleichen Zeit auch die Sukzessivharmonie mit den einfachsten Schwingungsverhältnissen (etwa 2—6, also Quint, Quart, Terz) in stärkerer Übung. Es ist das 18. Jahrhundert, das auch hierin eine Eigentümlichkeit zeigt, die ich als Einseitigkeit (S. 103) gegenüber dem Vorgange der älteren und neuesten Zeit kennzeichne, während sie Marschner als Musterfall ansieht. Dazu erlaube ich mir noch auf mein Buchbeispiel von Schiller-Beethovens Freudenhymnus hinzuweisen (S. 142). Aus Nottebohms Mitteilungen wissen wir, daß Beethoven für diese Hymne früher eine Melodie mit zerlegten Akkordtönen versucht hatte. Ist es nicht bezeichnend, daß diese Melodie für diesen vokalen Zweck verworfen, dafür in ein Instrumentalwerk aufgenommen und daß für die Vertonung der Hymne dann eine streng diatonische Weise gewählt wurde?

Doch ich fürchte, den Leser mit dieser Einzelfrage schon zu lange aufgehalten zu haben. Ich möchte nur noch zu einer Bemerkung Marschners auf S. 291 etwas Tatsächliches anführen. Er erwähnt W. Kienzls Studie über musikalische Deklamation, „deren vielfach irrige Aufstellungen von jener (d. i. meiner Schrift über „Die Liedweise"), ja von allen Vertretern der neuen Richtung ohne weiteres übernommen werden". Soweit es mich betrifft, kann ich nur sagen, daß ich Kienzls Studie gar nicht kenne, also auch von ihr keine Aufstellungen übernommen haben kann. Nach Marschners Andeutungen muß ich aber annehmen, daß sie sich erfreulicherweise in wesentlichen Punkten mit meinen Anschauungen deckt. Ich für meinen Teil hege keine Besorgnis, daß die Musik etwa unter der Last der deklamatorischen Verantwortlichkeit und ihres allmählich so hoch gesteigerten Charakterisierungsvermögens leiden oder ihren sinnlichen Reiz einbüßen müßte. Dazu braucht es nur der richtigen Kräfte und diese, glaube ich, sind vorhanden und rüstig am Werk.



Eine Reise nach Dalmatien.

Von **Dr. Viktor Thiel.** Wien.

Es war an einem Morgen der letzten Dezembertage des Jahres 1904, als ich mit dem Lloyddampfer „Selene" den Hafen von Triest verließ. Es herrschte Nebel, so daß sich mir das Bild der gegen die Karsthöhen amphitheatralisch aufsteigenden Stadt nur in verschwommenen Umrissen erschloß. Allmählich brach jedoch die Sonne durch und als wir gegen Mittag Rovigno erreichten, spiegelte sich der blaue Himmel in den dunklen Meeresfluten und glitzernd winkte uns vom Turme des Domes, welcher auf einem Felsen hoch über den ans Ufer sich drängenden Häusern im Stile der Markuskirche erbaut ist, das Erzbild der heiligen Eufemia. Von Rovigno dampften wir durch den Canale di Fasana, in welchem 1866 Tegetthoff seine Flotte vor der Schlacht bei Lissa sammelte. Die Reede von Fasana ist bereits im Bereiche der weittragenden Geschütze Polas gelegen, mit welchen die den Kriegshafen umgebenden Höhen bespickt sind. Bei der Einfahrt in den Hafen Polas fesseln die zahlreichen Kriegs- und Handelsschiffe unser Interesse, nicht minder aber die prächtige Ansicht der Stadt, aus welcher sich der gewaltige Trümmerbau des römischen Amphitheaters hervorhebt. Malerisch schmiegt sich Pola an den Kranz von Hügeln an, gekrönt mit starken Forts, welche Pola zum ersten Kriegshafen der Monarchie machen. Den fast zweistündigen Aufenthalt des Dampfers im Hafen benützte ich zu einem kurzen Rundgange durch die an römischen Altertümern überaus reiche Stadt und besichtigte den vortrefflich erhaltenen Tempel des Augustus, den in das Munizipalgebäude eingebauten Dianatempel und den reich skulptierten Triumphbogen der Sergier.

Als der Dampfer den Hafen verließ, begann bereits die Dämmerung hereinzubrechen. Schon bei der Fahrt nach Pola hatte sich ein scharfer Nordwind unangenehm geltend gemacht, welcher sich, als das Schiff den Quarnero übersetzte, zu einer wütenden Bora entfaltete. Als das Schiff zu schaukeln begann, saß die Reisegesellschaft im Speiseraume versammelt, da eben zur Abendmahlzeit aufgetragen werden sollte. Da gab ein kleiner Junge das Signal zum allgemeinen Ausbruch der Seekrankheit. Die meisten Passagiere flüchteten in ihre Kabinen, aus welcher nach jeder heftigen Schwankung des Schiffes ein verzweifeltes Ächzen und Stöhnen hörbar wurde; einige seetüchtigere begaben sich in den oberen gedeckten Raum, von welchem aus man durch die Fenster das Wüten des Sturmes beobachten konnte; zwei Marineoffiziere wagten sich auf das Verdeck hinaus, kehrten jedoch, der eine ohne seine Kappe, bald wieder zurück. Etwa drei Stunden dauerte das Treiben des Orkans, während dessen das Schiff einen Matrosen verlor. Als wir gegen 10 Uhr nachts Lussinpiccolo nahten, war die See wieder ruhiger geworden.

Am folgenden Morgen, als ich erwachte, legte eben das Schiff bei Zara an. Dem nächtlichen Sturme war ein herrlicher Morgen gefolgt; glühendrot tauchte die Sonne aus den Fluten empor und ergoß eine bezaubernde Lichtfülle über Meer und Landschaft, deren fernen, dem Auge jedoch nahe scheinenden Hintergrund die kahlen, schroff abfallenden Felsmassen des die Küste hoch überragenden Velebitgebirges ausfüllten. Da sich mir genügend Zeit zur Besichtigung der Stadt bot, begab ich mich ans Land. Zara, auf einer durch einen Wasserkanal vom Festlande getrennten Landzunge gelegen, scheint mir die modernste der dalmatinischen Städte zu sein. Es besitzt elektrische Beleuchtung und die Häuserflucht längs der Riva nuova zeigt einen durchaus großstädtischen Charakter. Gleichwohl weist die Stadt noch immer zahlreiche Spuren ihrer bedeutenden Vergangenheit auf, so die beiden korinthischen Säulen auf der Piazza dell'Erbe und der Piazza della Collonna, welche aus der römischen Blütezeit Zaras stammen.

Das Museum San Donato, ursprünglich eine Kirche, welche an Stelle eines antiken Tempels im 9. Jahrhundert erbaut wurde, bewahrt die historischen Fundobjekte aus Zara und Umgebung auf, welche ich indes in Anbetracht der frühen Morgenstunde nicht besichtigen konnte. Doch der Museumsbau an und für sich, nach Bulič das größte und wichtigste unter den Baudenkmälern Zaras, gewährt

bedeutendes kunsthistorisches Interesse. Eine besondere Sehenswürdigkeit bildet ferner die aus dem 13. Jahrhundert stammende romanische Domkirche.

Ein reizendes Landschaftsgemälde entfaltete sich während der Fahrt des Dampfers von Zara nach Sebenico vor unseren Augen. Es war ein selten schöner klarer Tag; das von der grünen Flachküste sich geisterhaft abhebende, mit Schnee bedeckte Velebitgebirge schien greifbar nahe zu sein und nach stundenlanger Fahrt konnte man noch mit freiem Auge die dalmatinische Hauptstadt aus der Rückschau wahrnehmen.

Die Sonne stand auf der Höhe ihrer Bahn, als wir an dem von den Venezianern erbauten Fort San Nicolo vorbei in den schmalen, von schroffen Felswänden gebildeten Eingang zum Hafen Sebenicos gelangten, in dessen nördlichen Teil die durch ihre Wasserfülle berühmte Krka mündet. Die malerisch ansteigende, von drei Forts bekränzte Stadt gemahnt durch ihre Lage an Genua. Als der Dampfer anlegte, herrschte am Landungsplatze ein lebhaftes Treiben der bunt gekleideten einheimischen Bevölkerung, indem schmucke Burschen und Mädchen den bei den Norddalmatinern beliebten Reigentanz, Kolo, aufführten. Ich erhielt den Eindruck, als ob ein Festtag gefeiert würde, doch bekam ich die Auskunft, daß man sich in dieser Gegend die ganze Woche zwischen Weihnachten und Neujahr einem süßen Nichtstun hingebe. Ich benützte wieder den längeren Aufenthalt des Schiffes zu einem kurzen Rundgange durch die Stadt, welche viel historisches Interesse bietet. Auf der einzigen Fahrstraße Sebenicos, welches im übrigen ein Gewirr von schmalen, finsteren Treppengäßchen bildet, gelangt man zu dem in das 15. Jahrhundert zurückreichenden, teils im gotischen, teils im Renaissancestile erbauten Dome, welcher durch köstliche Skulpturen geschmückt ist; dem Dome gegenüber liegt ein aus dem 16. Jahrhundert stammender venetianischer Renaissancepalast. Der der Riva zugekehrte moderne Teil der Stadt besitzt eine junge Gartenanlage, in welcher sich das Denkmal Nicolo Tommaseos befindet, eines 1802 in Sebenico geborenen Philologen und Historikers.

Die Wasserkräfte des 11 Kilometer von der Stadt entfernten ersten Krkafalles sind durch ein Elektrizitätswerk nutzbar gemacht, durch welches Sebenico eine den Fortschritten der Neuzeit entsprechende Beleuchtung erhält.

Zwischen Sebenico und Trau liegt eine der unwirtlichsten Küstenstrecken Dalmatiens, auf welcher sich ein kahles, graues, fast un-

bewohntes Hochland erhebt. Trau selbst, welches das düstere Gepräge einer mittelalterlichen Küstenstadt getreu bewahrt hat, konnte ich leider nicht näher kennen lernen, da der Dampfer den Ort nicht berührte.

In einem überraschenden Gegensatz zur Unfreundlichkeit der Küste nördlich von Trau steht die Schönheit und Üppigkeit der Riviera der sieben Castella, des herrlichen, von Trau bis Spalato sich hinziehenden Geländes, welches trotz der so späten Jahreszeit durch den Flor der mediterranen Vegetation das Auge entzückte.

Mittlerweile ging die Sonne zur Neige. Es war ein Schauspiel von überwältigender Schönheit, als sich die Purpurgluten des Himmels mit dem tiefen Blau der Meeresflut vermählten. Die Schatten der Nacht hatten sich bereits herabgesenkt, als der Dampfer in die Bucht von Spalato, der so vorteilhaft gelegenen, wirtschaftlichen Kapitale Dalmatiens, einbog.

Spalato weist das typische Gepräge einer Handelsstadt auf, einen überaus regen Straßenverkehr, eine fast ununterbrochene Reihe von Verkaufsläden, viele Kaffeehäuser, ein massenhaftes Angebot käuflicher Liebe und zahlreiche Juden. Ich unterbrach meine Seereise in Spalato auf einen Tag, um einen Ausflug nach Salona unternehmen zu können. Da das von mir auserlehene Hotel de la ville im Umbau begriffen war, mußte ich im Hotel Troccoli mit einer nur Anspruchslosen genügenden Unterkunft vorlieb nehmen.

Die ersten Morgenstunden des folgenden Tages widmete ich der Besichtigung Salonas.

Da ich den Frühzug der dalmatinischen Staatsbahn, deren erste Station Salona bildet, versäumt hatte, entschloß ich mich, mein Ziel zu Fuß zu erreichen. In Spalato fand an diesem Tage ein Holzmarkt statt; es herrschte daher auf der schönen, wohlgepflegten Straße, welche nach Knin führt, ein lebhaftes Treiben, indem die Landleute der Umgebung ihre schwer bepackten Maultiere der Stadt zutrieben. Die kräftigen hochgewachsenen Gestalten boten in ihrer abenteuerlichen Tracht einen fesselnden Anblick; doch sehen sie viel unheimlicher aus als sie in Wirklichkeit sind; viele grüßten mich freundlich und zeigten sich zu Auskünften gern bereit.

In etwa einer Stunde hatte ich das Trümmerfeld erreicht, inmitten dessen der bekannte Archäologe Bulič sich ein Tuskulum erbaut hat. Vom antiken Salona, welches durch die Avaren zerstört wurde, ist gegenwärtig im wesentlichen nicht viel mehr als eine Anzahl von

Grundrissen erhalten, da alles, was nicht fest im Schutte oder in der Erde stak, im Laufe der Jahrhunderte verschleppt und zu den Bauwerken der Umgebung verwendet wurde. Seit einigen Jahrzehnten werden die transportablen Fundstücke im archäologischen Museum in Spalato gesammelt.

Von Salona wanderte ich eine Stunde nordöstlich zu der mehr als ein Jahrtausend alten, romantisch auf einer Felsenhöhe des Mosor-massivs gelegenen Burg Clissa, von welcher sich mir eine herrliche Fernsicht bot.

Der Ausflug nach Salona und Clissa durch die von der Natur so reich begnadete Landschaft erschien mir wie ein reizender Traum. Das von heiterem Sonnenglanze erfüllte Gelände, die warme, milde Luft ließen mich völlig vergessen, daß ich mich inmitten der Weih-nachtswoche befand.

Um die Mittagszeit langte ich wieder in Spalato an, dessen Sehenswürdigkeiten mir die Nachmittagsstunden ausfüllen sollten. Wohl kein auf uns überkommenes Denkmal der antiken Kultur wirkt imponierender durch seine Pracht und Größe als der Palast des Kaisers Diokletian, in dessen Mauern die vor den Avaren und Slawen flüchtigen Bewohner Salonas sich ihre neuen Wohnsitze erbauten. Noch gegenwärtig erscheint der größte Teil der Altstadt Spalatos in den Kaiserpalast eingebaut; der kunsthistorisch bedeutendste Teil desselben, das Mausoleum Diokletians, wurde im 7. Jahrhundert zu einer christlichen Kirche, der Domkirche, eingeweiht. Der noch immer von Gerüsten umgebene romanische Campanile stammt aus dem 15. Jahrhundert.

An die östliche Palastmauer ist das archäologische Museum an-gebaut, welches sich derzeit noch in durchaus nicht entsprechenden Räumlichkeiten befindet. Die für ein Provinzialmuseum äußerst reich-haltigen Sammlungen gewähren einen recht instruktiven Einblick in die römischen und frühchristlichen Kulturzustände.

Das Schiff, mit welchem ich die Weiterreise antreten wollte, kam erst um Mitternacht in Spalato an. Ich bummelte daher in den Abendstunden in den Straßen der Stadt herum und wartete schließlich die Ankunft des Dampfers in einem dem Landungsplatze zunächst gelegenen Kaffeehause ab, in welchem italienische Bänkel-sänger Gassenhauer und Zotenlieder zum besten gaben.

Mein nächstes Ziel war Cattaro, da ich Ragusa erst auf dem Rückwege zu besuchen gedachte. Dieser Teil meiner Reise wurde mir

durch den Umstand verleidet, daß an mir Fiebererscheinungen auftraten, trotzdem ich im Genusse von Obst und Alkohol sehr vorsichtig gewesen war. Immerhin war ich im stande, meine ohnehin ihrem Ende sich zuneigende Reise mit einer einzigen Kürzung programmäßig durchzuführen.

In den Vormittagsstunden des folgenden Tages langten wir in der berühmten Bocche di Cattaro an, welche wohl die fesselndsten und eigenartigsten Landschaftsszenerien Dalmatiens bietet. Die Bocche besteht aus vier tief in das Land eingeschnittenen und nur durch schmale Kanäle miteinander verbundenen Buchten, welchen durch die Umrahmung mit hochragenden, schroff abfallenden Felsgebirgen ein wildromantischer Charakter verliehen wird. Im äußersten Winkel der Bocche, am Fuße kahler, hoher Felsen liegt das stark befestigte Cattaro, welches gleich Ragusa bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts eine fast unabhängige Stellung einnahm. Da ich mit demselben Dampfer, welcher mich nach Cattaro gebracht hatte, auch die Rückreise antreten wollte, hatte ich nur zwei Stunden Zeit, um die Stadt zu besichtigen, wobei die aus dem 8., beziehungsweise 11. Jahrhundert stammende Kathedrale mein Interesse hauptsächlich in Anspruch nahm. Vor dem Fiumeratore fand gerade ein Markt statt, und so hatte ich Gelegenheit, das Treiben und die Trachten der freiheitliebenden Bocchesen sowie der zahlreich anwesenden Söhne der schwarzen Berge, durchwegs stolzer, kraftvoller Gestalten, näher kennen zu lernen. Von einem Ausfluge nach Montenegro, welchen ich ursprünglich vorhatte, mußte ich, obwohl das Land und seine Leute auf mich eine besondere Anziehungskraft ausübten, mit Rücksicht auf meinen Gesundheitszustand absehen.

Um ein Uhr mittags trat der Dampfer seine Rückreise nach Triest an und brachte mich in drei Stunden nach Gravosa, dem Haupthafen und der Lloydstation für Ragusa. Der Küstensaum von Gravosa nach Ragusa gleicht einem herrlichen, von zahlreichen hübschen Villen besetzten Garten. An der Straße nach Ragusa, von welcher aus man einen prächtigen Fernblick auf den mit pittoresken Felsen eingerahmten Meeresspiegel genießt, knapp vor dem Stadttore liegt das luxuriös ausgestattete Hotel Imperial, in welchem ich Unterkunft nahm. In den Morgenstunden des nächsten Tages ließ ich mich nach der paradiesisch schönen Insel Lacroma rudern, deren herrliche Anlagen eine Schöpfung des unglücklichen Erzherzogs Maximilian sind. Den übrigen Teil des Tages widmete ich der

Besichtigung der zahlreichen, hochinteressanten Baudenkmäler Ragusas, unter welchen der aus dem 14. Jahrhundert stammende, an den Dogenpalast in Venedig gemahnende Rektorenpalast und die in das 16. Jahrhundert zurückreichende, im Renaissancestile erbaute Dogana den ersten Rang einnehmen. Die im Palazzo communale untergebrachte reiche historische Sammlung, das Museo patrio, konnte ich leider nur flüchtig betrachten, da um vier Uhr nachmittags der Dampfer abging, welcher mich wieder nach Triest zurückbrachte.

Mit dem Ergebnisse und dem Verlaufe meiner, zu einer im allgemeinen nicht empfehlenswerten Zeit unternommenen Reise konnte ich im großen und ganzen zufrieden sein. Dank einer gründlichen Vorbereitung auf die Reise und dank der Gunst der Witterung hatte ich in der verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit von sechs Tagen (von Triest aus gerechnet) einen beträchtlichen Teil Dalmatiens kennen gelernt. Wer indes in der glücklichen Lage ist, über Zeit und Geld reichlich verfügen zu können, der lasse sich nur recht viel Zeit bei der Bereisung des an Denkmälern der grauen Vergangenheit, wie an eigenartigen, fesselnden Reizen der Natur außerordentlich reichen Landes; er wird reichlich auf seine Kosten kommen.





Madonna mortua.

Von Alois Metzl. Graz.

So starb der bleiche Knabe: einen Fluch
Auf seinem Mund zertrümmert' er Dein Bild. —
Du warst Madonna ihm, als er noch glaubte,
Als er vor Deinem Glorienschein noch glühte,
Du warst ihm Gott in Deiner reinen Größe . . .

Die weiße Stirne, die er heiß geküßt,
Der weiche Mund, der seinen Sinn berauschte,
Die warme Hand, die seine Haare strich,
War einer Gottheit strahlendes Symbol . . .

Auf eine Marmorstufe stellt' er Dich verzückt,
— Der Himmel hatte nie solch Heilige gesehn — —
Und goldner Strahlen duft'ge Symphonien
Umwogten Dein geheiligt reines Haupt . . .

Da kamen Tage großen, großen Leides,
Er schlich zu Deinem Marmorbilde hin,
Und rief und schrie zu Deiner großen Gottheit —
Und diese Gottheit war . . . ein kalter Stein!

Sein Schmerz war groß — war größer als die Liebe,
Sein warmer Blick ward ein welke Blüte,
Sein heißes Herz ein Fackelschein, der stirbt . . .

Da rafft er seine letzte Kraft zusammen . . .
Ein dumpfer Schlag . . .! Und Deine Gottheit fiel . . .!

Er starb — . . . Sein letztes Wort war Dir ein Fluch . . .

Das Ende.

Von Alois Metzl. Graz.

So endete auch dieses stille Glück . . .
Der süße Traum, den ich aus Gold gewoben,
Ist wie der Nebel formenloses Stück
In dunkle Fernen fratzenhaft zerstoben.

Ich bin allein . . .! Mein Herz ist müd und krank,
Gestorben sind die sonnenhellen Flammen,
Und meine Seele ist ein finstrer Gang,
Dort stöhnen Klagen, die mein Glück verdammen.

In dieses Dunkel fällt kein Lichtschein mehr,
Hier werden Hoffnungen zu Grab getragen,
Hier ist es Nacht, so bang und tränenschwer,
Daß selbst die Schmerzen nicht zu schreien wagen . . .



Drei Bäume.

Von Dr. Gustav Appelt, Wiener-Neustadt.

Ein Wasser fließt im Walde
Durch moosigen Wiesengrund;
Ich lauschte seinem Rauschen
Manch weltentrückte Stund.
Und in drei Bäume am Ufer
Drei Zeichen schnitt ich ein,
Je eins für Freund und Liebchen,
Das in der Mitt' war mein.

Drauf ging es an ein Wandern,
Weit in die Welt hinaus,
Spät kam der frohe Knabe
Als stiller Mann nach Haus.
Und als ich nun nach Jahren
Zum Wald den Schritt gewandt:
Zwei Bäume war'n gefallen,
Der in der Mitte stand — — —



Schnee in Florenz.

Von **Julius Zeyer.**

Autorisierte Übertragung von Paula Lokota und Paul Josef Harmuth, Smichow.

(Schluß.)

„Daran habt Ihr wohl gedacht, Meister Poliziano, als Ihr Euren Orpheus dem Tode gegenübergestellt und dieser siegreich nach dem abermaligen Verluste der geliebten Eurydice dem Sänger zuruft, daß seine Tränen und sein Gesang vergeblich, denn „unveränderlich und starr ist das Gesetz der Unterwelt". Diesen Kampf des Gedankens mit der Materie, den Ihr symbolisch angedeutet, fühle ich als Bildhauer am tiefsten nach, den Kampf mit der blinden Materie, die unsern Flug erschwert, mit der toten Masse, die wir von Tod und Nichtsein erlösen, und die sich töricht gegen die eigene Erlösung aufbäumt, die sich einschließt in ihre ewige Kälte gegen den Funken, den wir ihr einhauchen wollen — o, wahrlich, welch ein mühsamer Sieg! Die Hände erlahmen, wenn wir bedenken, daß „unveränderlich und starr das Gesetz der Unterwelt" . . . . . Seht, die die alten Griechen waren so groß, vermochten so unendlich schön die olympische Ruhe in dem weißen Marmor zu verkörpern, und doch, sagt, haben sie die Höhe erklommen? Ist das ein ganzer Sieg? Entrang Orpheus seine Eurydice doch der Unterwelt trotz des Gesetzes, das „unveränderlich und starr" ist? Meister Poliziano, ich glaube nicht. Die allzu große Ruhe und Kälte drückt mich; der Frost der Materie weht uns daraus an. Was fehlt der Schönheit mehr, als daß sie leuchtet, daß sie wärmt?"

„Das wirst Du ihr geben," sagte leise und nachdenklich Poliziano mit prophetischem Blick. „Ihr Born war die Lebensfreude, Du fühlst die Poesie des Schmerzes."

„Ich verstehe nicht recht," entgegnete Michelangelo, seine Augen jedoch verdunkelten sich und wurden abgrundstief; und sein Atem war schwer und heiß wie im Fieber. „Erklärt es mir," bat er leise den Dichter, doch da ertönte die Stimme Pieros von Medici, der den in Gedanken versunkenen Bildhauer anrief. Er stand beim geöffneten Fenster und sah über den Hof in die Gärten.

„Bei Venus und Bacchus!" rief er aus, „einer größeren Lüge hat sich unser schönes Florenz noch niemals schuldig gemacht als in der heutigen Nacht. Seht nur, meine Herren, wie sie sich mit frecher Ehrbarkeit in ein jungfräuliches Gewand gehüllt. Sie scheint wie aus Marmor gemeißelt. Nein, dieser Schnee ist noch weißer und glitzernder als Marmor. Welch schöne Statue müßte sich daraus formen lassen, mein lieber Buonarotti, welch eine Aufgabe für Dich! Deine Seele soll ja auch so jungfräulich sein wie dieser Schnee. Willst Du mir eine große Freude bereiten, dann geh und forme uns irgend eine göttliche Gestalt aus diesem himmlischen Stoff, der aus der Nachbarschaft des Paradieses auf unsere Gärten herabgesunken ist. Den ganzen Abend schon habe ich daran gedacht!"

„Welch kindischer Einfall!" murmelte Poliziano mit einem Blick auf Michelangelo, der mit düsterer Miene in seiner Nähe stand.

Piero von Medici aber hatte die Worte aufgefangen. „Meister Poliziano," sagte er, im Innern erzürnt, jedoch mit einer Miene, als hätte er nichts gehört. „Meister Poliziano, sagt, bin ich nicht ein Philosoph? Mit meiner Idee einer Statue aus Schnee will ich ja den Künstlern nur eine tüchtige Lehre geben, wie vergänglich ihre Werke. Sie träumen so krankhaft gerne von der Unsterblichkeit ihrer Schöpfungen. Nun predigt da unten im Hof der Schnee: Nütze den Augenblick! — Wer weiß, wo du morgen bist. Ich glaube, daß das eine gute Lehre für Künstler ist."

„Ein solcher Einfall wäre Lorenzo von Medici niemals gekommen," sagte Poliziano trocken. „Nun gibt es Künstler und Künstler, wie es Menschen und Menschen gibt. Jeder nimmt nur sich selbst als Maß für die Dinge und Mitmenschen — die echte Größe verleiht Gott allein!"

„Ganz richtig," bemerkte Piero, biß sich in die Lippen und schwieg.

Inzwischen hatte sich Michelangelo, ohne aufzuhorchen, dem Fenster genähert und sah nun verzückt in die Gärten. Das Schneegestöber hatte sich gelegt, am Himmel schimmerten die Sterne und die Erde leuchtete phantastisch weiß. Ein jeder Baum schien aus Marmor gemeißelt, jeder Steg mit seinen blauen Schatten in unbekannte, geheimnisvolle Welten zu führen, aus denen all der Glanz, die Ruhe und Herrlichkeit hervorgegangen. Es riß mit sich fort ins Unendliche wie die Wellen einer leisen, erhabenen Musik. Wortlos verließ Michelangelo den Saal, um zu vollenden, was Piero in seinem

kindischen Übermut gewünscht. Die Zauberpracht dieses traumhaften, überirdischen Schauspiels lockte ihn zu eigenem Schaffen. Waren das nicht die schimmernden Auen des Todes? War das nicht eine Welt, aus der plötzlich alle Glut und Kraft geschwunden, eine Welt, die weiß, totenfahl und frosterstarrt zu dem sternenatmenden Himmel wie im Todesstaunen emporragt? Ja, das war die Unterwelt, das Land der Schatten und Phantome, das Land der ewigen Sehnsucht nach Licht und Sonne, in das Orpheus auf der Suche nach seiner Eurydice hinabgestiegen ist.

„Orpheus!" flüsterte Michelangelo, wie von einem Blitz erleuchtet, und befahl rasch den Schnee zusammenzukehren und an einer bestimmten Stelle aufzuhäufen. Und während Piero de Medici oben im Saale sich unterhielt und an die Statue aus Schnee gar nicht mehr dachte, arbeitete Michelangelo bei dem rötlichen Lichte unzähliger Fackeln mit fieberhaftem Eifer an seinem Werke.

Seine Seele war noch erfüllt von dem Gedanken, die die Unterredung mit Poliziano in ihm geweckt. Er wollte Orpheus in dem Augenblick darstellen, als er nach dem abermaligen Verluste seiner Eurydice noch einmal in die Unterwelt ihretwegen hinabsteigen will, aber durch die Worte Tisiphones erschüttert: Keinen Schritt weiter, alles ist vergeblich, denn „das Gesetz der Unterwelt ist unveränderlich und starr" — die ganze Größe dieses verhängnisvollen Ausspruches erfaßt und, durch die Hoffnungslosigkeit zerknirscht, sich vor Schmerz sozusagen in Stein verwandelt.

Der Schnee war durch den Frost fest geworden und ließ sich von der Hand des Künstlers gefügig meistern. Den untern Teil der Statue legte Michelangelo breit an und verdeckte die große, energische Bewegung des Fußes mit dem bis zur Erde herabwallenden Gewande. Der mächtige Schritt des Orpheus sollte die Entschlossenheit des Sängers andeuten, trotz aller bereits erlebter Schrecken doch noch einmal in die Unterwelt einzudringen, und seine erhobenen Hände hielten die Leier, als wollten sie noch einmal die Saiten rühren. Sein Antlitz, das der Künstler scharf und bis ins kleinste Detail ausarbeitete, war ernst, es leuchtete in ihm der Zauber des Liedes, das in der Brust des Sängers entstanden; zugleich offenbarte sich darin aber auch die Kraft, die vor nichts zurückschreckt.

Michelangelo arbeitete mit Liebe und Eifer, als würde er seine Idee in Erz für die Ewigkeit und nicht in bloßem Schnee zur Unter-

haltung eines einzigen Augenblickes verkörpern. Als er fertig war, trat er einige Schritte zurück und seufzte tief auf.

„Das ist es nicht, was ich gewollt!“ rief er endlich aus. „Aus diesen Zügen weht abermals frostige Kälte wie aus dem Schnee! Das ist nicht die Verwirklichung meines Traumes. Wieder jene hellenische Ruhe! So konnte Orpheus das erste Mal an der Schwelle der Unterwelt stehen, noch hoffend, mit seiner Leier zu siegen und seine geliebte Eurydice zu sehen. So aber würde Orpheus nicht dastehen, wenn er die vernichtenden Worte des Schicksals gehört! So hätten ihn die Künstler in Athen aufgefaßt, ich aber wollte ihn so nicht darstellen!“

Und er neigte traurig sein Haupt und stand wortlos vor seinem Werk. Die Fackeln erloschen, es begann zu dämmern, der Himmel rötete sich und endlich ging die Sonne auf in ihrer vollen, goldenen Majestät und die verschneiten Gärten waren ein einziges, zauberschönes Glitzern, ein einziges, rosiges Aufflammen.

In dem Augenblick ertönte in seinem Rücken auf der Terrasse Lärm. Piero von Medici war mit seinem ganzen Hofe herausgetreten, und alle brachen, begeistert von der unendlichen Lieblichkeit dieser rosigfunkelnden Gärten, der riesenhaften Sonne und der von den Strahlen des gewaltigen Genies magisch erleuchteten Statue des Orpheus in Jubel aus und erfüllten die Luft mit Rufen heller Bewunderung.

Poliziano eilte die Stufen herab und umarmte schweigend den Künstler.

„Nein, nein,“ flüsterte Michelangelo mit bitterem Lächeln. „Das ist nicht das, was ich gewollt! In seinem Antlitz spiegelt sich nicht das, was er in seinem Herzen fühlt. Das ist kein Mensch, das ist nur eine Idee!“

„Aber eine Idee, wie sie sich nur in den göttlichen Träumen Platos offenbart,“ warf Poliziano ein.

„Doch nur eine Idee, kein Mensch. Wo ist der Schmerz, wo die Verzweiflung, die an seinem Herzen wie eine Natter nagen? O, das ist nicht Orpheus, das ist sein Leichenstein. Ich will ihn nicht sehen! Er ist mir fremd, wie dem Lebenden das Gespenst!“ Und Michelangelo verbarg seinen Kopf an der Brust Polizianos und wollte auf keines seiner Trostworte hören. Über seinem Kopfe tönten die Lobeshymnen noch weiter und das vergrößerte nur seinen Schmerz.

„Die törichten Blinden,“ flüsterte er verzweifelt, „sie sehen nicht, daß dieser Orpheus bloßer Schnee in Menschengestalt ist!“

Da ertönte ein neuer Ausruf von der Terrasse wie aus einer Kehle, und Poliziano zuckte zusammen. Unwillkürlich hob Michelangelo sein

Antlitz und sah auf seine Statue. Der Ausruf auf der Terrasse hatte wie überrascht geklungen. Nicht ohne Ursache, denn die Statue des Orpheus hatte sich bewegt. Dieses Wunder hatte die Sonne getan. Mit Millionen ihrer goldenen Pfeile drängte sie den ungewohnten Gast aus dem fernen Norden, den glitzernden Schnee von den Orten, die für die Herrschaft der Wärme erschaffen. Der Schnee tropfte in Diamantenkaskaden von den Bäumen, lief in Bächen von den Dächern herab und sein Schimmer zerrann auf dem Grase wie ein Traum dem erwachenden Blick. Auch Michelangelos Schöpfung fühlte den vernichtenden Zauber der warmen, funkelnden Strahlen, die sie küßten. Der untere Teil der Statue stand noch unbeweglich da, der gewaltige und feste Schritt des Orpheus hatte noch keinen Schaden genommen. Aber die Wohnsitze der Gedanken und Gefühle, Haupt und Brust, waren zu Tode getroffen. Die Arme sanken Orpheus zu beiden Seiten herab, die Leier fiel zu Boden, der Kopf neigte sich nach rückwärts, das Kinn gab nach, so daß sich der Mund leicht öffnete und in eine krumme, nach unten gebogene Linie verwandelte. Die Augen, die ihre bestimmten Konturen verloren, schienen sich zu schließen. Und die Schärfen aller gleich genau angedeuteten Gesichtszüge milderten sich im Tauen zu einem merkwürdigen Einklang. Eine Lebensregung schien durch den Schnee, ein belebender Funke durch die Statue hindurchzugehen. Nun vermeinte man wirklich, Orpheus zu sehen, von der Verzweiflung zermalmt, von Schmerzen zerrissen, den Tod im Herzen, aber doch noch aufrecht stehend; ein Heros — aber leidend, ein zerknirschter Mensch — aber atmend.

Michelangelo sah mit weit geöffneten Augen auf sein Werk. Ein freudiges Lächeln spielte um seine Lippen und mächtig bewegt drückte er Poliziano die Hand. „Endlich sehe ich klar, was ich dunkel geahnt!" flüsterte er, „nun weiß ich, was meinem Orpheus gefehlt und was von heute an keiner meiner Schöpfungen mehr fehlen soll: Der seelische Ausdruck! Wozu diente wohl alle äußere Schönheit, wenn sie nicht innere Vorgänge verkünden würde! Dank Dir, o Sonne, Du hast mich Großes gelehrt!"

„Die Sonne, die Dir den rechten Weg gewiesen, das ist Dein eigenes Gefühl, das ist Dein eigener Geist," sagte Poliziano. „Ja, Du hast heute etwas Großes gefunden — Dich selbst. Nun darfst Du hoffen, zu siegen über jenes „unveränderliche, starre Gesetz der Unterwelt!" Wie weit wirst Du die anderen überragen! Glück auf den Weg! Und doch muß ich Dich beklagen, mein armer Freund. Auf der

Höhe steht man einsam; Größe erzeugt Haß. Alles verzeiht Dir die Menge, nur nicht, daß Du über ihr stehst, daß Du Dich von ihr ausschließest. Diese Absonderung wird zur Dornenkrone für Dein ganzes Leben. Orpheus stieg zu den Bacchantinnen nicht hinab, und darum haben sie ihn zerrissen."

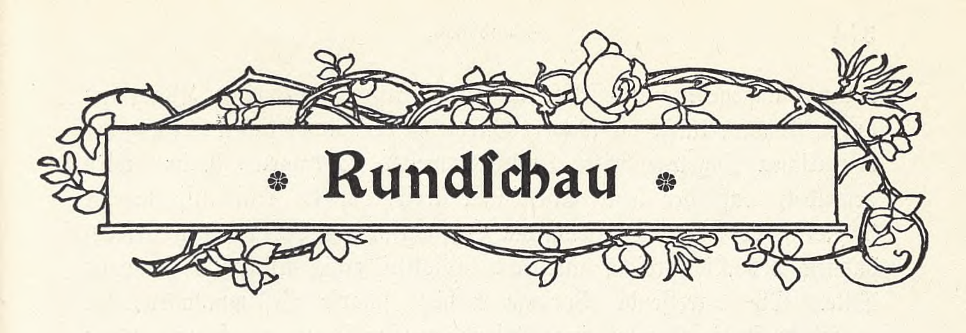
Noch ehe er zu Ende gesprochen, sank die Statue dröhnend zu Boden. Nichts blieb von ihr übrig, nur ein formloser Klumpen rasch schmelzenden Schnees. Ein Aufschrei des Mitleids gleichsam ertönte von der Terrasse, dann aber Gelächter, aus dem die fröhliche Stimme Pieros herausklang. „Sieh!" rief er, „die Belehrung ist Dir zuteil geworden, die ich Dir versprochen."

„Ja, eine große Belehrung ist mir zuteil geworden," antwortete Michelangelo, mit einem schönen und dankbaren Lächeln zum Himmel emporblickend und ganz auf Piero von Medici vergessend. „Nun weiß ich, über die Materie zu siegen und sie zu durchdringen, damit ihr innewohne, was ihrem ewigen Trotze fehlt: der Pulsschlag des Lebens!"

Und versunken in seine Gedanken ging er von dannen. Von niemandem hatte er sich verabschiedet, so vergaßen sie bald auf ihn; nur Poliziano trat mit ihm auf den Platz hinaus und sah ihm nach, wie er allein durch die Gassen von Florenz dahinschritt mit einem Glanz in den Augen, der schöner leuchtete als das Firmament, das nun auf die Stadt der Blüten herablachte.

Das alte Florenz zitterte in der Glorie seiner Poesie, jener ehrwürdigen und frommen, die ihr Giotto eingeflößt, jener Poesie voll schlichter Anmut, wie sie aus den Reliefs eines Robbia zu uns spricht, auf denen die weißen Madonnen und Engel wie Lilien aus einem blaßblauen Hintergrund emporblühen. Es zitterte in der Glorie der Poesie und des Glückes das alte Florenz, als würde es in seinem steinernen Herzen die Größe jenes Jünglings ahnen, der eben im Schatten der hohen Paläste den Stern der göttergleichen Unsterblichkeit auf der Stirne und die unendliche Welt der Schönheit und Kraft in der Tiefe seiner Seele dahinschritt . . . . .

Unaussprechlich lieblich war an jenem Tage das blütengekrönte Florenz und am Himmel war nicht die geringste Spur mehr von jenem Schneegestöber zu sehen, das wohl nur darum in jener Nacht über der Stadt niedergegangen war, um Frieden und Klarheit zu bringen dem verworrenen Sinne eines großen Künstlers . . . .



Weltpolitik.

Auf dem Gebiete der Weltpolitik sind zunächst zwei Tatsachen zu verzeichnen, die die Stellung Österreich-Ungarns berühren: der Rücktritt des Kabinetts Giolitti und die Aktion Englands in der mazedonischen Frage. Es ist bekannt, daß hauptsächlich von italienischer Seite, und zwar unter dem Kabinett Zarnadelli, wiederholt der Versuch gemacht worden ist, das sogenannte Mürzsteger Programm zu beseitigen, in dem Rußland und Österreich-Ungarn definitiv die Führung der mazedonischen Reformaktion übernahmen und deren Grundlinien festlegten. Italien und England fügten sich nur widerwillig dieser Tatsache, und wenn in der letzten Zeit keine ernste Störung in der mazedonischen Aktion der beiden Kaiserreiche stattfand, so ist das wesentlich mit ein Verdienst des bisherigen italienischen Ministerpräsidenten Giolitti gewesen, der jeder abenteuerlichen Politik abhold, keine auswärtigen Verwicklungen wollte, sondern seine Aufgabe darin erblickte, durch Bekämpfung der sozialistischen Gefahr durch innere Reformen die Monarchie zu festigen. Giolitti war auf diesem Wege von Erfolg begleitet. Seit er im November 1903 die Leitung der italienischen Regierung übernommen hatte, war er unablässig bemüht, einerseits die Schlappe gutzumachen, die Italiens Ansehen durch die Verhinderung des Zarenbesuches durch die Sozialisten erlitten hatte, andrerseits aber auch die Beziehungen zu Österreich-Ungarn wieder zu bessern und durch eine loyale, alle irredentistischen Exzesse ablehnende Politik zu pflegen. In Österreich-Ungarn wußte man das zu schätzen und bedauert es deshalb rückhaltlos, daß Giolitti plötzlich am 4. März seine Demission gegeben hat. Als Grund wird offiziell die schwer erschütterte Gesundheit des verdienten Staats-

mannes angegeben, der selbst in einem Schreiben an den König sich außer stande erklärt, die schwere Bürde der verantwortlichen Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Italiens weiter zu tragen. Privat wird gemeldet, daß der letzte Eisenbahnerstreik, der im Anschlusse an die Regierungsvorlage betreffend die Verstaatlichung der meisten Privatbahnen des Königreichs ausbrach, Giolitti zum Rücktritte bewogen hätte. Die betreffende Vorlage enthielt scharfe Bestimmungen, die in Hinkunft die Gefahr eines Eisenbahnerstreiks wesentlich vermindert hätten. Gegen diese Bestimmungen richtete sich die Opposition der unter sozialistischer Führung stehenden Eisenbahner und die sozialistische Presse schreibt sich denn auch das Verdienst zu, Giolitti gestürzt zu haben. Es mag sein, daß darin eines der Motive des Rücktrittes Giolittis zu suchen ist, jedoch wohl nur ein äußerliches; es mag ferner richtig sein, daß durch die im letzten Momente stattgefundenen Kammerwahlen, die der aus gemäßigten und radikalen Liberalen sowie aus Konservativen bestehenden Regierungsmehrheit einen merklichen numerischen Gewinn gebracht hatten, die innere Festigkeit der Majorität gelitten hat, allein das alles vermag die plötzliche Demission des fähigsten lebenden italienischen Staatsmannes nicht zu erklären und man wird weitere Nachrichten abwarten müssen, um die Bedeutung des italienischen Kabinettwechsels richtig einzuschätzen. Zu wünschen ist nur, daß die eigentlichen Motive nicht auf dem Gebiete der auswärtigen Politik liegen, was bei der Wandelbarkeit, die in dieser Beziehung im Quirinal herrscht, nicht ausgeschlossen ist.

Vor einigen Wochen ging durch die Blätter eine Notiz des Inhaltes, daß England im Einverständnisse mit Frankreich und Italien eine Sonderaktion in der mazedonischen Frage plane. In der Tat fand in London eine geräuschvolle Versammlung statt, in der die englische Regierung aufgefordert wurde, zu Gunsten der Mazedonier einzuschreiten. Kurze Zeit darauf hörte man auch schon, daß die englische Regierung ein neues Reformprogramm für Mazedonien ausgearbeitet habe und der Pforte mit der Begründung vorlegen wolle, daß das österreichisch-ungarische Mürzsteger Programm unzureichend sei. Am selben Tage nun, an dem Giolitti demissionierte, kam aus Konstantinopel die Nachricht, daß der dortige englische Botschafter dem Sultan ein neues Reformprogramm vorgelegt habe, das in der Einsetzung einer internationalen Kommission, in der neben den Großmächten auch türkische Delegierte sitzen sollen, mit wechselndem Vorsitze und gemeinsamer Verantwortlichkeit, mit einer eigenen

Gendarmerie aus einheimischen Elementen und einem aus besonders festgesetzten Einkünften fließenden Budget, gipfelt.

Der Inhalt des englischen Programms ist ziemlich gleichgültig; die Hauptsache ist seine Tendenz, die darauf hinausläuft, die Führung Rußlands und Österreich-Ungarns in der mazedonischen Frage zu beseitigen. Man nimmt an, daß das Kabinett Balfour mit Rücksicht auf seine sinkende Popularität und die schlechten Aussichten der konservativen Partei bei den nächsten Wahlen, lediglich einer populären Strömung nachgegeben habe, als es seine Aktion in Konstantinopel einleitete. Mag dem sein wie ihm wolle. Der Zeitpunkt, den es dazu gewählt hat, spricht dafür, daß es die Sache nicht vom Standpunkte des ut aliquid fieri videatur aus betrachtet. Rußland ist in Ostasien und im Innern vollauf beschäftigt, Österreich-Ungarn aber befindet sich inmitten einer schweren inneren Krise, die auch seine Wehrkraft insofern lähmt, als die unbedingt notwendige Neubewaffnung seiner Artillerie und die Vermehrung seiner Flotte sich bis auf weiteres nicht durchführen lassen. Gewiß werden Österreich-Ungarn und Rußland auf diplomatischem Wege das Eingreifen Englands in die mazedonische Frage ablehnen, allein unter den gegebenen Verhältnissen wird die Pforte den durch England hervorgerufenen Zwiespalt unter den Mächten benützen, um sich der Vormundschaft Österreich-Ungarns und Rußlands zu entziehen und die Reformen in Mazedonien völlig zum Stillstande zu bringen. Natürlich würde dadurch die Gefahr eines Wiederaufflackern des mazedonischen Aufstandes und einer kriegerischen Verwicklung zwischen der Türkei und Bulgarien erneuert werden, und darauf scheint die englische Politik abzuzielen.

Ob und inwieweit Italien sich mit der Balkanaktion Englands im Einverständnisse befindet, läßt sich noch nicht beurteilen; es wäre aber immerhin möglich, daß Giolitti aus seinem Amte hauptsächlich deshalb geschieden ist, weil er die Verantwortlichkeit für eine Schwenkung der auswärtigen Politik Italiens im Sinne der englischen Pläne nicht übernehmen will.

Daß Frankreich an der englischen Sonderaktion in Konstantinopel mitbeteiligt ist, kann nicht angenommen werden. Herr Delcassé ist dazu zu vorsichtig. Das Bündnis mit Rußland legt ihm Verpflichtungen auf. Es ist allerdings seine Lieblingsidee, Frankreich, Rußland und England zu einem formidablen Bündnis zu einigen, allein er hätte bei Rußland wenig Glück, wenn er damit begänne, den englischen Einfluß in Konstantinopel zu unterstützen. Die innerpolitische Lage

Frankreichs hat sich seit dem Sturze des Ministeriums Combes noch nicht konsolidiert. Die Leitung des neuen 41. Kabinetts der dritten Republik hat der bisherige Finanzminister Rouvier übernommen, in der Absicht, die radikalen Sozialisten zurückzudrängen, das Projekt der progressiven Einkommensteuer zu beseitigen und die kirchenpolitischen Reformen, soweit sie sich auf die Trennung des Staates von der Kirche beziehen, allmählich im Sande verlaufen zu lassen. Ob ihm das gelingen wird, muß abgewartet werden, obgleich bereits konstatiert werden kann, daß Frankreich erleichtert aufgeatmet hat, als mit Combes das Kabinett des unerhörtesten Terrorismus und des niedrigsten Spitzeltums endlich gefallen war. Die Sozialisten unter Führung Jaurès rächten sich dafür, indem sie die Ereignisse in Rußland zum Anlasse nahmen, um gegen die Despotie des Zarentums zu demonstrieren und für Rußland eine parlamentarische Verfassung zu fordern. In Petersburg dürfte man dadurch indessen kaum verstimmt worden sein, immerhin ist es interessant zu verfolgen, wie die Russenfeindschaft der nicht mehr gouvernementalen französischen Sozialisten auf die russisch-französische Entente wirken wird.

In Rußland selbst ist der gefürchtete 3. März, der Jahrestag der Aufhebung der Leibeigenschaft, ohne ernsteren Zwischenfall vorübergegangen. Die Ermordung des Großfürsten Sergius in Moskau hatte Schlimmeres erwarten lassen. Es kam am 3. März nicht zu den angekündigten Unruhen, obgleich bis dahin keinerlei Zugeständnisse im Sinne der Revolutionären gemacht worden waren; im Gegenteile: die Nachricht, daß der Zar den Landwirtschaftsminister Jermelow beauftragt habe, ein Manifest im Sinne der Einführung einer Verfassung und der Berufung von Volksvertretern auszuarbeiten, war dementiert worden, und am 3. März erschien ein Erlaß des Zaren, der sich durchaus auf den Standpunkt der unbedingten Aufrechterhaltung der Autokratie stellte. Allein schon am nächsten Tage folgte diesem Erlasse ein Reskript des Zaren an den Minister des Innern Bulygin, das folgenden verheißungsvollen Passus enthielt:

„Mein Wunsch besteht darin, in gemeinsamer Arbeit der Regierung und reifer Kräfte der Gesellschaft die Verwirklichung Meiner auf das Wohl des Volkes gerichteten Absichten zu erreichen. Ich habe beschlossen, von nun an mit Gottes Hilfe und mit Hilfe der würdigsten, das Vertrauen des Volkes genießenden und von der Bevölkerung gewählten Männer an die Ausarbeitung und Beratung legislativer Entwürfe heranzugehen. Ich sehe jedoch gleich-

zeitig voraus, wie kompliziert und schwierig die Verwirklichung der Reformen unter unbedingter Wahrung der Unerschütterlichkeit der Grundgesetze des Reiches sein wird. Daher habe Ich, da Ich Ihre langjährige administrative Erfahrung kenne und Ihre ruhige Sicherheit schätze, es für gut befunden, unter Ihrem Vorsitze eine besondere Konferenz zur Beratung der Wege für die Verwirklichung dieses Meines Willens einzusetzen."

Das ist allerdings nicht mehr als ein Versprechen, allein es erscheint unter den gegebenen Verhältnissen als ganz ausgeschlossen, daß es dem „Tschin", der verrotteten russischen Bureaukratie noch gelingen sollte, dieses förmliche Versprechen des Zaren zu nullifizieren. Das Reskript bedeutet den ersten Schritt auf dem Wege der notwendigen Reformen, und so wenig an eine repräsentative Verfassung nach französischem Muster gedacht werden kann, so scheint es nunmehr doch sicher zu sein, daß eine endgültige Entscheidung im Sinne einer gewählten Reichsversammlung gefallen ist, die mit dem Recht der Beratung der von der Regierung vorgeschlagenen Gesetze und mit dem Rechte der Kontrolle der Verwaltung ausgestattet sein wird. Während so in Petersburg die innere Reform des weiten Reiches vorbereitet wird, wütete im Süden und im Osten vor Mukden, dem bisherigen russischen Hauptquartiere, eine mehrtägige furchtbare Schlacht. Kuropatkin sah sich genötigt, das Hauptquartier nach Charbin zu verlegen, da die Japaner die Oberhand behielten. Allein der Umstand, daß sie ebenso große Verluste als die Russen erlitten, setzte sie außer Stand, den Sieg völlig auszunützen. Die Verluste waren so enorm, daß man sich die Frage vorlegen muß, ob die Japaner überhaupt im stande sind, noch einige Monate einen so blutigen Krieg aushalten zu können, zumal da für Rußland bei seinen großen Reserven an Menschenmaterial die bisherigen Verluste nicht ins Gewicht fallen. Es ist deshalb begreiflich, daß man in Japan das Ende des Krieges herbeisehnt und wenn kürzlich von London aus der Friedensschluß als bereits unmittelbar bevorstehend gemeldet wurde, so hatte man es wohl mit einem ballon d'essai der englischen Regierung zu tun, die auf Drängen Japans Rußland zum Frieden zu drängen sucht.

❧

Zu beiden Seiten der Leitha.

Die ungarische Krise ist in ihr entscheidendes Stadium getreten. Die Unabhängigkeitspartei ist aus dem Wahlkampfe als die stärkste Partei Ungarns hervorgegangen, allein sie verfügt nicht über die Mehrheit im neuen Abgeordnetenhause, sondern vermag nur im Vereine mit jenen Parteien, mit denen im Bunde sie in den Wahlkampf gezogen war, die Regierung zu übernehmen. Es ist zweifellos, daß diese ganze oppositionelle Koalition von den separatistischen Tendenzen der Partei Kossuths beherrscht wird, programmatisch ist jedoch die Forderung nach Ersetzung der 1867er Deakistischen Verfassung nur der Unabhängigkeitspartei eigen und damit ist auch bereits die Möglichkeit eines Kompromisses gegeben, eines Kompromisses, das allerdings nur den Aufschub der völligen Trennung der beiden Reichshälften um ein Jahrzehnt bedeuten würde. Die Forderungen der Unabhängigkeitspartei bewegen sich bekanntlich auf zwei Gebieten, auf dem militärischen und dem wirtschaftlichen. Grundsätzlich verlangen die Anhänger Kossuths eine selbständige ungarische Armee und ein selbständiges ungarisches Wirtschaftsgebiet. Letzteres könnte frühestens mit dem Ablaufe des Bankvertrages, also Ende 1907, realisiert werden', allein gemäßigte Stimmen in Ungarn haben sich erhoben und darauf hingewiesen, daß es für Ungarn sehr riskant wäre, während der durch den deutschen Zolltarif eingeleiteten handelspolitischen Ära die Zolltrennung zu vollziehen, da Ungarn infolge der durch den deutschen Tarif verminderten Chancen für seine Zerealien- und Viehausfuhr mehr als je auf den österreichischen Absatzmarkt angewiesen sei. Die Zolltrennung vor dem Ablaufe des deutschen Handelsvertrages wird also unter allen Umständen die Bodenrente in Ungarn und damit die Steuereingänge sowie den Staatskredit herabdrücken und das um so mehr als mit der Zolltrennung allein schon die Staatsausgaben Ungarns insofern erhöht würden, als dann nicht mehr der gemeinsame Zollertrag zur Deckung der gemeinsamen Ausgaben verwendet würden, an diesem Zollvertrage aber bisher Ungarn nur mit etwa 20 Prozent beteiligt war, Österreich also 12 bis 14 Millionen Kronen über seine Quote hinaus zu den gemeinsamen Ausgaben beitrug, welche Summe im Falle der Zolltrennung naturgemäß dem ungarischen Budget zur Last fallen würde. Diese nüchternen Erwägungen haben die nach den Wahlen sofort einsetzende Begeisterung merklich abgekühlt. Man gibt den Gedanken daran nicht auf, allein

man will mit seiner Verwirklichung bis zum Ablaufe der neuen Handelsverträge warten und sich unterdessen mit der Verwirklichung weniger kostspieliger und weniger riskanten nationalen Forderungen begnügen. Diese beziehen sich auf die Armee und umfassen die prompte Durchführung der von der Krone in dieser Beziehung bereits gemachten Zugeständnisse sowie ihre sinngemäße Ausgestaltung, das heißt zunächst die Einführung der magyarischen Kommandosprache in den ungarischen Regimentern.

Soweit bisher über die Audienzen ungarischer Politiker beim Kaiser Nachrichten in die Öffentlichkeit gedrungen sind, hat die Krone bisher jedes weitere Zugeständnis in der Armeefrage abgelehnt, hinsichtlich der Zolltrennung aber Ungarn auf den verfassungsmäßigen Weg, das heißt auf den der Verhandlung mit Österreich verwiesen. Selbstverständlich kann man den Entschließungen der Krone nicht vorgreifen, zumal da sie in der Armeefrage vollständig souverän vorgehen kann; man muß sich deshalb darauf beschränken, einen Wahrscheinlichkeitsschluß auf den Verlauf der ungarischen Krise und ihre Rückwirkungen auf Österreich zu ziehen.

Ewig kann die ungarische Krise nicht währen; in zwei, drei, oder sagen wir vier Wochen wird ein Kabinett gebildet werden müssen und so manches spricht dafür, daß die Kabinettsbildung sich auf der in vorstehendem skizzierten Basis vollziehen wird. Läßt die Krone sich in diesem Sinne zu weiteren Zugeständnissen in der Armeefrage bereit finden, so steht dem österreichischen Reichsrate kein verfassungsmäßiges Mittel zu Gebote, das zu hindern, allein er kann in zweifacher Richtung daraus Konsequenzen ziehen, nämlich auf der Zolltrennung Ende 1907 zu bestehen und die in Schwebe befindlichen außerordentlichen Armeekredite nur dann bewilligen, wenn die bisherige Aufteilung der gemeinsamen Lasten auf die beiden Reichshälften dahin abgeändert wird, daß diese künftig im Verhältnisse ihrer Bevölkerungsziffern zahlen. Von den größeren Parteien des österreichischen Abgeordnetenhauses hat bis heute noch keine einzige in dieser Beziehung Stellung genommen, weil in allen die Meinungen noch stark differieren und weil alle ihre Entschließungen so weit als möglich hinauszuschieben suchen, um im gegebenen Augenblick nach keiner Richtung hin gebunden zu sein, das heißt ihr Votum so teuer als möglich verkaufen zu können. Das ist sehr bedauerlich, weil dadurch wiederum eine Lebensfrage für die diesseitige Reichshälfte zum Gegenstande parlamentarischen Kuhhandels gemacht wird. Aber auch die Stellung der österreichischen

Regierung wird dadurch insofern erschwert, als sie über die endgültigen Dispositionen der parlamentarischen Parteien viel zu lange im Dunkeln bleibt, mithin im entscheidenden Augenblick sehr leicht in eine unangenehme Zwangslage geraten kann.

Mittelbar hängt damit wohl auch die in den letzten Tagen vielfach erörterte Frage der Ergänzung des österreichischen Kabinetts durch einige Parlamentarier zusammen. Wenn man sich erinnert, wie neuestens das Abgeordnetenhaus und seine Parteien bei verschiedenen Gelegenheiten geradezu demonstrativ auf ihre verfassungsmäßigen Rechte pochten, da sollte man es für das natürlichste halten, daß sich eine feste parlamentarische Mehrheit bilde und ihre Führer in das Kabinett eintreten, da anders an eine Erledigung der militärischen Kreditvorlagen und die Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen zu Ungarn schwer zu denken ist. Das wäre, wie gesagt, das Natürlichste, allein an dem österreichischen Parlamente ist so vieles unnatürlich, daß man durchaus nicht verwundert ist, zu hören, daß die Parteien, die für eine Majoritätsbildung in Frage kommen, es ablehnen, Vertrauensmänner in das Kabinett zu entsenden. Vorerst müßten — so läßt man erklären — alle die Kleinigkeiten, wie Troppauer Schulfrage, Innsbrucker Universitätsfrage usw. gelöst werden. Das ist indessen eine Ausrede, die Wahrheit ist, daß die Parteien den Mut irgend einer Verantwortlichkeit nicht besitzen, daß sie sich scheuen, in der ungarischen Frage ja oder nein zu sagen und sich deshalb nicht durch Eintritt in eine Regierungsmehrheit binden wollen. Man will die Regierung — statt sich mit ihr über die ungarische Frage zu verständigen — sich in dieser Sache so tief engagieren lassen, daß sie nicht mehr zurück könne und infolgedessen gezwungen sei, ihre Unterstützung mit den höchsten Preisen zu bezahlen. Da dagegen sich aber die Minorität aufs kräftigste wehren wird, erscheint im Hintergrunde der Situation wieder der § 14. Damit rechnet man offenbar auch in Ungarn, denn sonst wäre es nicht möglich, daß man jenseits der Leitha bei den Verhandlungen mit der Krone Österreich vollständig links liegen ließe und gar nicht daran denkt, daß Österreich den zu treffenden Vereinbarungen irgend welchen ernsten Widerstand entgegensetzen könnte.

Für eine österreichische Regierung ohne eigenes Programm wäre dieser Zustand an sich nicht unangenehm, allein einerseits kann man von Freiherrn von Gautsch schon mit Rücksicht auf die Geschichte seines ersten Kabinetts voraussetzen, daß er hinsichtlich der ungarischen Frage ganz bestimmte Ansichten hat, andererseits aber wird es überall als

ein unschätzbarer Gewinn des letzten österreichischen Kabinettswechsels gepriesen, daß eine Anleihe mit Hilfe des § 14 nunmehr unmöglich sei. Da nun aber nicht zu erkennen ist, wieso sich in einem Parlamente, das in der ungarischen Frage einer Willenskundgebung nicht fähig ist, eine Majorität für die Bewilligung einer Anleihe finden soll, die mit der ungarischen Frage in organischem Zusammenhange steht, so liegt es vollständig im Dunkeln, wieso das Geld für die neuen Kanonen beschafft werden soll. Hier liegt der kritische Punkt der innerpolitischen Situation in Österreich und es klingt nicht unwahrscheinlich, wenn man von einer neuerlichen Vertagung der Reorganisation der Artillerie und der Flotte hört. Für die Monarchie ist das vielleicht der schlimmste Aspekt. Wir sind mit unserer Artilleriebewaffnung weit zurück hinter allen europäischen Staaten, unsere Marine aber kommt bei aller Anerkennung der Leistungsfähigkeit der neuen Schiffe, schon ihrer geringen numerischen Stärke halber, nur für die Küstenverteidigung in Betracht; das ist aber um so schlimmer, als infolgedessen unsere auswärtige Politik jenes Nachdrucks entbehrt, dessen sie bedürfte, um bei der zunehmenden Komplikation der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel unsere Interessen erfolgreich zu wahren.

Besprechungen und Notizen.

Oswald Redlich, Rudolf von Habsburg. Innsbruck, Wagner, 1903.

Eine Monographie des Stammvaters unserer Dynastie war schon lange eine Ehrenschuld der heimischen Geschichtsschreibung. Abgesehen von älteren und von kleinen Versuchen ist Rudolf von Habsburg bisher nur im Rahmen der allgemeinen deutschen Geschichte behandelt worden. Nun hat es sich getroffen, daß das im Laufe der Jahre, namentlich der letzten Jahrzehnte besonders durch Funde reichlich angewachsene urkundliche Material neu gesammelt, kritisch gesichtet und herausgegeben worden ist, nämlich in der umfassenden Neubearbeitung von Böhmers Regesta imperii durch Oswald Redlich, erschienen 1898, und es war nur natürlich, daß der Forscher, der im Laufe seiner Arbeit die Persönlichkeit, sowie die Zeit und ihre Ereignisse so gründlich kennen gelernt hatte wie kein Anderer, auch jene Ehrenschuld der Geschichtsschreibung einlöste. Freilich besitzen Forscher nicht immer die Gabe der Darstellung, nicht selten verwirrt ihnen das Detail den Blick für das Bedeutende, für das Ganze, nicht immer vermögen sie die Einzelheiten richtig einzureihen, zusammenzufassen und daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen. Aber gerade in dieser Hinsicht ist Redlichs Werk eine glänzende Leistung geworden, die um so höher anzuschlagen ist, als heute eine Biographie ganz andere Anforderungen an den Verfasser stellt als einst! Denn wir wollen heute aus ihr nicht nur die rein äußerlichen Ereignisse eines Lebenslaufes kennen lernen, wir wollen eine Persönlichkeit aus der Zeit und ihren Verhältnissen herauswachsen sehen und erkennen, wie sie

der Mitwelt gerecht wird und darüber hinaus in die Zukunft schaut. Wohl findet der Leser auch bei Redlich die gesicherten biographischen Einzelheiten gewissenhaft verzeichnet, doch werden sie nie Selbstzweck; wohl hat sich auch Redlich mutig in den Irrgarten der Familiengeschichte hineingewagt, aber er hat das dichte Gestrüpp, das vielhundertjährige Sagenbildung und Hofgenealogie emporwuchern ließ, erbarmungslos ausgerodet und gangbare gerade Wege hindurchgebahnt. Nach seinen Forschungen läßt sich das Geschlecht der Habsburger bis um die Mitte des 10. Jahrhunderts bis auf einen gewissen Guntram zurückführen und stammt ursprünglich aus dem Elsaß. — Aber vor allem erfüllt Redlich alle jene modernen Anforderungen, die wir heute an eine Biographie stellen; er entwirft in großen Zügen ein Bild der ganzen damaligen Zeit und so hat er nicht mit Unrecht dem Buche den Untertitel beigefügt: „Das Deutsche Reich nach dem Untergang des alten Kaiserreiches". Nur indem wir das Aufblühen des Habsburgischen Hauses seit dem Ende des 12. Jahrhunderts sehen, das Anwachsen seines Besitzes im Zürichgau, im Thurgau, im Elsaß und in Schwaben durch Heiraten, durch den Anfall des Kiburgischen Erbes und andere günstige Umstände verfolgen, können wir es uns erklären, warum sich die Blicke der deutschen Wahlfürsten gerade auf den Grafen Rudolf von Habsburg richteten. So zerrinnt die volkstümliche Vorstellung von dem armen, unangesehenen Grafen, dem wie durch ein Wunder die deutsche Königskrone in den Schoß gefallen sei. Rudolf von Habsburg war nicht nur einer der reichsten und mächtigsten südwestdeutschen Dynasten, sondern auch in engen persönlichen und politischen Beziehungen zu den großen deutschen Fürsten und besaß nicht nur eine Reihe von Eigenschaften, die ihn für die Königswürde gewissermaßen prädestinierten, sondern auch eine langjährige reiche Erfahrung als Politiker und Kriegsmann. Aus diesen Gründen vereinigte er die Stimmen der Fürsten — zum ersten Male sind es die sieben Kurfürsten — am 1. Oktober 1273 auf seine Person. — Um nun die Leitgedanken der Politik des neuen Herrschers verstehen zu können, müssen wir aber auch die ganze Entwickelung während des Zwischenreiches kennen lernen. In dieser Zeit waren die Territorialherren zu übermächtiger Selbständigkeit gelangt. So war es nicht mehr das Gottesgnadentum der alten deutschen Könige, das erneuert wurde, sondern der neue König war gewissermaßen nur ein Mandatar der Territorial- und im besondern der Kurfürsten. Sie wünschten von ihm die Herstellung des Rechtes und der Ordnung im Reiche, die während des Interregnums so arg gelitten hatten. Aus dieser ersten Hauptforderung entsprang König Rudolfs umfassende Landfriedensgesetzgebung, die sodann für die spätere Organisation des Reiches von Bedeutung wurde. Den großen Territorialherren war aber auch die massenhafte Entfremdung des Reichsgutes durch die kleineren Gewalten, besonders die Reichsministerialen, sei es infolge der vielen Verpfändungen seitens der letzten Staufen selbst, sei es infolge unrechtmäßiger Aneignung während des Interregnums durchaus nicht erwünscht; sie mußten wohl auch der königlichen Macht wenigstens diese Grundlage bieten können. So waren sie auch für die große Revindikation des Reichsgutes, die König Rudolf einleitete, wenn er nur geneigt war, ihren eigenen Übergriffen Rechnung zu tragen. Auch diese Aktion war von nachhaltigem Einfluß auf die Organisation des Reiches durch die Erneuerung der Landvogteien und der Reichsburgenverfassung, wodurch das Reichsgut gesichert werden sollte. Dennoch war der Erfolg der Revindikationen nicht der gewünschte und der König sah sich genötigt, das Steuerwesen, besonders die Städtesteuern weiter auszubilden, um für alle seine großen Unternehmungen die erforderlichen Mittel zu schaffen. Das gibt Redlich Anlaß zu einer lichtvollen Darstellung des Reichshaushaltes der damaligen Zeit, wie sie in dieser Weise trotz tüchtiger Vorarbeiten noch nicht geboten worden ist. Die dritte große Aktion, welche die Fürsten von dem neuen Könige wünschten, war das Verfahren

gegen Ottokar von Böhmen, denn die Aufrichtung eines so mächtigen Königtumes im Osten Deutschlands hatte für das Deutsche Reich etwas Bedrohliches. Die Kapitel, in denen der Kampf des neuen Königs gegen Ottokar geschildert wird, haben natürlich für uns Österreicher das größte Interesse, obwohl gerade diese Phase der Regierung Rudolfs von Habsburg zu den am öftesten behandelten Partien der ganzen Periode gehört. Redlich hat manche Einzelheit neu eingefügt, die wichtigsten Fragen neu erwogen und auch hier die bedeutenden Leitgedanken klar nachgewiesen. Die viel erörterte Entscheidungsschlacht vom 26. August 1278, für die er den Namen Schlacht bei Dürnkrut rehabilitiert, fand durch ihn eine nicht nur die gesicherten Forschungsergebnisse zusammenfassende, sondern auch eine künstlerisch abgerundete Darstellung. Diese sollte nach meiner Meinung in alle künftigen Lesebücher unserer Mittelschulen als historisches Musterlesestück aufgenommen werden. — Redlich widerlegt die vielverbreitete Anschauung, als ob Rudolf von vornherein auf die Erlangung der römischen Kaiserkrone und ihre universalen Aufgaben verzichtet habe. Rudolf ging in dieser Hinsicht über die auf das Nächstliegende gerichtete Auffassung der Fürsten hinaus. Romfahrt, Kaiserkrönung, Kreuzzug waren die großen Leitpunkte, die ihm Papst Gregor X. steckte und die anzustreben der feste Wille Rudolfs war. Aber die Verhältnisse waren mächtiger. Bald erkannte er mit seinem klaren Blick, daß in Europa neue Gewalten emporgekommen waren, mit denen gerechnet werden mußte: die angiovinischen Königreiche Frankreich und Sizilien. Reichsitalien konnte nicht gehalten werden, in Savoyen, in Burgund, in Arelat, zuletzt in Flandern mußte Deutschland dem steigenden Einflusse Frankreichs weichen. So wurde aus der universalen Politik eine europäische und eine nationale. Denn Rudolf von Habsburg erkannte auch, daß das Heil für das immer mehr in Territorien zerfallende Deutsche Reich nur in der Wiederaufrichtung eines starken Königtumes gelegen sei, und darum strebte er in der zweiten Periode seiner Regierung mit dem Aufgebote aller Kräfte danach, die Königskrone in seiner Familie erblich zu machen. Eine reiche Hausmacht sollte dazu die Mittel bieten; so gewann er die österreichischen Länder, so entfaltete er im Südwesten eine gewaltige Erwerbungspolitik, in den sogenannten oberen Landen, im Elsaß und in Schwaben. Darum erneuerte er auch immer wieder seine Bemühungen um die Kaiserkrone, damit der Königsreif für einen seiner Söhne frei würde. Unglückliche Zufälle traten immer wieder in den Weg; zuerst starb Hartmann, der dafür bestimmt war, dann der zweite Sohn Rudolf. Aber noch viel mehr trug an dem endgültigen Scheitern dieses höchsten Zieles der Habsburgischen Politik die Reaktion Schuld, welche sich gegen Ende der Regierung Rudolfs gegen sein Regierungssystem erhob. Gegen die Revindikationen des Reichsgutes, gegen die neuen Steuern, gegen die neue Burgenverfassung erhoben sich die territorialen Gewalten und so erlebte denn Rudolf von Habsburg gegen Ende seiner Regierung den Schmerz der Niederlage seines Lebenswerkes. Es war nicht so sehr ein Unglück für sein Haus, als vielmehr ein Unglück für das Reich! Das sind die großen Gesichtspunkte, die weiten Perspektiven, die Redlichs Buch eröffnet, immer in klarer Gruppierung, in einer abgerundeten Darstellung von wohltuender Ruhe. Die Größe der Leistung zeigt sich vielleicht am besten, wenn man beginnen will, Mängel aufzusuchen. Da kann man etwa da und dort ein kleines Bedenken äußern, diese oder jene Einzelheiten anders auffassen, man könnte bei den großen und reichhaltigen Umfang der einzelnen Abschnitte eine genauere Inhaltsangabe oder Seitenweiser wünschen. Aber man errötet fast darüber, nur mit derlei Kleinigkeiten zu kommen! Lassen wir einmal das fachsimpelnde Kritisieren beiseite und freuen wir uns lieber, daß der österreichischen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung wieder einmal ein großer und achtunggebietender Wurf gelungen ist.

Dr. Max Vancsa.

Karl Hans Strobl, Die Eingebungen des Arphaxat. Merkwürdige Geschichten. Mit Deckelzeichnung von R. Teschner. Verlag von J. C. C. Bruns, Minden in Westf., 1904.

Ein österreichischer Erzähler, um den sich unsere schönsten Hoffnungen ranken, ist der junge Mähre Karl Hans Strobl, ein Dichter, dessen rastloser Fleiß allein Hochachtung abnötigt: von 1901 bis 1904 neun gehaltvolle Bücher, darunter die beiden Romane „Die Naclavbude" und „Der Fenriswolf" — fürwahr eine tüchtige Leistung. Die letzte Gabe, mit der uns Strobl erfreute, ist das vorliegende Novellenbuch, das mit packender Deckelzeichnung, aber in elender Buchbinderarbeit erschien.

Der erste Eindruck, den der starke Band hinterläßt, ist der: hier ist ein von gewaltiger Einbildungskraft beseelter Künstler, der uns von seinem Reichtum mit königlicher Freigebigkeit schenkt. „Dem Teufel Arphaxat in dankbarer Freundschaft" heißt es launig auf dem Widmungsblatt; wir jedoch sind selbstsüchtig genug, das Werk eilfertig für uns in Beschlag zu nehmen. Ein Dichter, der ein so großartiges Stück wie „Das Wunder von Doubrawnitz" schaffen konnte, ist unser, mag er sich auch nicht viel um die hohe Anerkennung scheren, die wir ihm pflichtschuldigst zollen.

„Das Wunder von Doubrawnitz" ist eine Meisternovelle, die den Kenner von Seite zu Seite entzückt und zugleich den Durchschnittsleser in Bann schlägt. Man kann nur in Superlativen über diese Schöpfung sprechen, schon um die allein jeder die Novellensammlung befriedigt aus der Hand legen wird. Es ist die Geschichte eines Kirchendiebstahls, in der Strobl die Wundererscheinung, womit jene ihren Höhepunkt findet, mit einer Stimmungskraft herausarbeitet, die ihresgleichen sucht.

Diese Stimmungskraft zeichnet auch die Spiritistengeschichte „Bimbus" aus, während deren Verlauf einem mehr als einmal ein kaltes Gruseln überläuft. In beiden Novellen sind in der glücklichsten Weise unsere besten österreichischen Überlieferungen fortgeführt, die Strobl überhaupt zielbewußt pflegt.

Daß er nicht allein Stimmungskünstler ist, sondern die heutzutage recht seltene Gabe gefunden, echten Humors besitzt, zeigt er in der „Gepfändeten Mumie", die eine herzhafte Heiterkeit auslöst. In den übrigen zwölf Stücken tritt eine Neigung für seltsame, ungeklärte und geheimnisvolle Stoffe zutage. Strobl liebt es, diese merkwürdigen Geschichten, wie er sie benennt, in antike, mittelalterliche, nordische, spanische Gewänder zu kleiden und sie, selbst wenn sie in der Gegenwart spielen, in einen sonderbaren Schimmer zu tauchen. Dies verleiht ihnen einen ungemeinen Reiz, auch wo sie nur als grauses Spiel erscheinen wie „Der Gürtel der Jstaö", der ein wenig an die gesuchte Art Paul Scheerbarts erinnert, ohne auf den Tiefstand seiner abgeschmackten Narrheiten hinabzusinken.

Im ganzen also eine wertvolle, an stilistischen Schönheiten reiche Schöpfung des reichbegabten Dichters, dessen weiterer Entwicklung wir erwartungsvoll entgegenblicken.

Viktor Wall.



Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.

Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.



Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.